

Der Westwall in Rheinland-Pfalz

Studien zur historisch-politischen Bildung

Hg. von Bernhard Kukatzki und Uwe Bader

Band 1

Entstehung, Bauten, Wirkung, Relikte.

Die Geschichte des Westwalls im Überblick

von Werner Schmachtenberg

Der Westwall in Rheinland-Pfalz

Studien zur historisch-politischen Bildung

Band 1

Entstehung, Bauten, Wirkung, Relikte.

Die Geschichte des Westwalls im Überblick

Impressum

Herausgeber

Bernhard Kukatzki/Uwe Bader

im Auftrag der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz

Am Kronberger Hof 6

55116 Mainz

E-Mail: lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de

www.politische-bildung-rlp.de

Verantwortlich

Bernhard Kukatzki

Redaktion

Dr. Albrecht Gill (1. Auflage)

Uwe Bader

Bernhard Kukatzki

Register

Marita Hoffmann, Ludwigshafen

Layout, Gestaltung, Satz

Llux Agentur & Verlag, Ludwigshafen

Gesamtherstellung

Llux Agentur & Verlag, Ludwigshafen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany

2. durchgesehene Auflage Mainz 2019

ISBN 978-3-89289-045-4

Der Westwall

Entstehung, Bauten, Wirkung, Relikte.

von Werner Schmachtenberg



Inhalt

Vorwort	6
Der Westwall	8
Der Weg zum Westwall	9
Fronterfahrungen des Ersten Weltkriegs	9
Nach dem verlorenen Krieg	10
Die deutschen Festungspioniere	10
Der „Ostwall“ als Vorläufer	11
Die Voraussetzungen werden geschaffen	12
Die Bestandteile des Westwalls	14
Ein fiktiver Angriff auf den Westwall	16
Die Hauptkampflinie	17
Die Auffangstellung	19
Unterstützungseinrichtungen	21
Baumaterialien und Bauweisen	22
Die Luftverteidigungszone West	23
Die Infrastruktur zum Bau des Westwalls	24
Der Westwall in der westeuropäischen Festungsgeschichte	25
Deutschland	25
Frankreich	27
Belgien	27
Ergebnisse des Festungsvergleichs	28
Der Bau des Westwalls bis zum 1. Oktober 1938	29
Das Pionierprogramm	29
Hitlers Eingriff	29
Kriegsvorbereitung gegen die Tschechoslowakei und Limes-Programm	30
Massenmobilisierung von Menschen und Material	32
Hitlers erste Besichtigungsreise am Westwall	36
Die wirtschaftlichen Folgen des Westwallbaus	37
Aufrüstung	37
Stahl	38
Beton	38
Arbeitskräfte	38
Geld	39
Fazit	40

Das Ende der Beschwichtigungspolitik	40
Die politische Situation nach dem Ersten Weltkrieg	40
Der Spanische Bürgerkrieg	41
Der drohende Krieg mit Deutschland	41
Der Bau des Westwalls bis zum 1. September 1939	42
Das Aachen-Saar-Programm	42
Die Propaganda nach Hitlers zweiter Besichtigungsreise	44
Der Westwall im Krieg von 1939 bis 1940	45
Kriegsvorbereitungen	45
Der „komische Krieg“ im Westen	48
Der deutsche Angriff im Westen	49
Das Leben in den Westwallbunkern	50
Der Abbau des Westwalls zwischen 1940 und 1944	52
Die Rearmierung des Westwalls 1944	53
Die Invasion der Alliierten und ihre Folgen	53
Rearmierungsversuche am Westwall	54
Erneute Massenmobilisierung von Menschen	54
Die Kämpfe um den Westwall 1944	55
Die Alliierten greifen nicht an	55
Die Schlacht im Hürtgenwald	57
Die Rolle des Westwalls zwischen September und Dezember 1944	58
Der Zusammenbruch des Westwalls 1945	59
Die Ardennenoffensive	59
Der Zusammenbruch	60
Der Westwall nach 1945 bis heute	62
Die Zerstörung des Westwalls	62
Denkmalschutz und Westwallforschung	63
Naturschutz am Westwall	64
Fazit	64
Anhang	68
Bildnachweis	68
Kommentierte Bibliografie	70
Netzressourcen	72
Register	73

Vorwort

In seiner Plenarsitzung vom 25. September 2014 nahm der Landtag Rheinland-Pfalz einstimmig den Entwurf für das „Landesgesetz zur Errichtung der Stiftung Grüner Wall in Westen – Mahnmal ehemaliger Westwall“ an, das am 7. Oktober 2014 verfasst und am 15. Oktober 2014 im Gesetz- und Verordnungsblatt des Landes veröffentlicht wurde. In dem Gesetz wurde der Stiftungszweck u. a. folgendermaßen bestimmt: „Die Stiftung sichert die im Land vorhandenen Anlagen des ehemaligen Westwalls aus den Erträgen des Stiftungsvermögens und führt die dazu notwendigen Maßnahmen durch. Darüber hinaus können aus den Erträgen des Stiftungsvermögens auch mit dem Westwall in Zusammenhang stehende Maßnahmen des Natur- und Denkmalschutzes und der politischen Bildung sowie der Förderung der Archivarbeit durchgeführt werden.“

In der Begründung für die Schaffung der Stiftung hieß es (in der Landtagsdrucksache 16/3516): „Der Westwall ist eine ehemalige Befestigungsanlage, die von 1938 bis 1940 errichtet wurde und sich im Norden von der niederländischen Grenze bis zur Schweizer Grenze im Süden erstreckt. In Rheinland-Pfalz verläuft der Westwall in der Eifel entlang der Grenze zu Belgien und Luxemburg sowie in der West- und Südpfalz entlang der deutsch-französischen Grenze. Die nach Ende des Zweiten Weltkrieges weitgehend zerstörten Anlagen sind noch in weiten Teilen als Ruinen erhalten. Sie sind und bleiben Mahnmal gegen den nationalsozialistischen Unrechtsstaat und gegen Krieg ... Das Land hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Westwallanlagen auch für die Zukunft zu erhalten. Hierbei sollen der politischen Bildung, dem Denkmalschutz und dem Naturschutz in besonderer Weise Rechnung getragen werden.“

Nachdem die Landesregierung die Westwallrelikte als Flächendenkmal in Rheinland-Pfalz ausgewiesen und die ehemaligen Festungsbauten vom Bund übernommen hat, sind diese Anlagen in den vergangenen Jahren verstärkt in den Blickpunkt der historisch-politischen Bildung gerückt. Von Ausnahmen abgesehen ist an den für interessierte Personen zugänglichen Westwallanlagen bislang häufig eine fehlende Kontextualisierung im Hinblick auf die NS-Diktatur festzustellen. Der Westwall, seine Hintergründe und seine Funktionen, lassen sich aber ohne diesen Kontext, ohne die historischen Zusammenhänge, nicht angemessen beurteilen.

Der Westwall war zwar als Grenzbefestigung, also zur Abwehr feindlicher Angriffe angelegt, er ist aber nur unter rein militärischen Aspekten als Defensivbauwerk anzusehen. Gegen Ende des Krieges nutzte er wohl dem Versuch, den Vormarsch der Alliierten abzuwehren. Im Grunde diente der Westwall aber anderen – offensiven, aggressiven Zielen. Nach dem über fünf Jahre hinweg von deutscher Seite geführten Eroberungs- und Vernichtungskrieg

verlängerte der Westwall 1944/45 den verbrecherischen, militärisch sinnlosen und viele Opfer kostenden „Endkampf“ um das Deutsche Reich. So hat er auch dazu beigetragen, dass die Vernichtung von rassistisch oder politisch verfolgten Menschen von den Nationalsozialisten ungebremst weitergeführt werden konnte. Die Befreiung der vom NS-Staat in die Konzentrationslager und andere Haftstätten deportierten Menschen wurde um Wochen und Monate zeitlich hinausgeschoben. Für eine große Zahl kam die Rettung durch die Alliierten nicht mehr rechtzeitig. Keine andere Festungsanlage in Europa war mit solch verbrecherischen Hintergründen und Zielen verbunden.

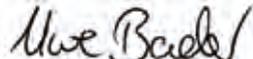
Der Westwall diente der NS-Regierung als scheinbar „unüberwindliches Bollwerk“ für Propagandazwecke nach innen und nach außen. Durch die immense Bautätigkeit zur vorgeblichen Verteidigung der Heimat sollte das Gemeinschaftsgefühl – die sog. Volksgemeinschaft – der Deutschen gestärkt werden. Der Westwall sollte dem deutschen Volk das Gefühl der Sicherheit suggerieren und gleichzeitig von den eigentlichen militärischen Zielen der NS-Regierung ablenken. Mit dem Westwallbau bezweckte die NS-Führung, dem westlichen Ausland das Bild eines angeblich defensiven Charakters Deutschlands zu vermitteln. Damit diente dieser Festungsbau letztlich dazu, den Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten leichter führen zu können, insbesondere gegen Polen und die Sowjetunion. Der Westwall ist deshalb nur im Kontext der internationalen Beziehungen von 1919 bis 1945, der NS-Außenpolitik und der Kriegsziele Hitlers zeitgeschichtlich fundiert einzuordnen.

Werner Schmachtenberg hat im Rahmen eines Praktikums bei der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz die Geschichte des Westwalls, seine militärstrategischen Bestandteile und seine Rolle vor und während des Zweiten Weltkriegs erarbeitet. Er stellt hiermit eine oft zu recht geforderte und in bisherigen Publikationen anderer Autoren vermisste Bedeutung für die NS-Diktatur und die internationalen Zusammenhänge her. Besonderen Dank richten wir an Dr. Karl Ludwig, der für das Buch Karten und 3-D-Darstellungen zur Verfügung gestellt hat, die komplexe Sachverhalte veranschaulichen und so leichter nachvollziehbar machen können.

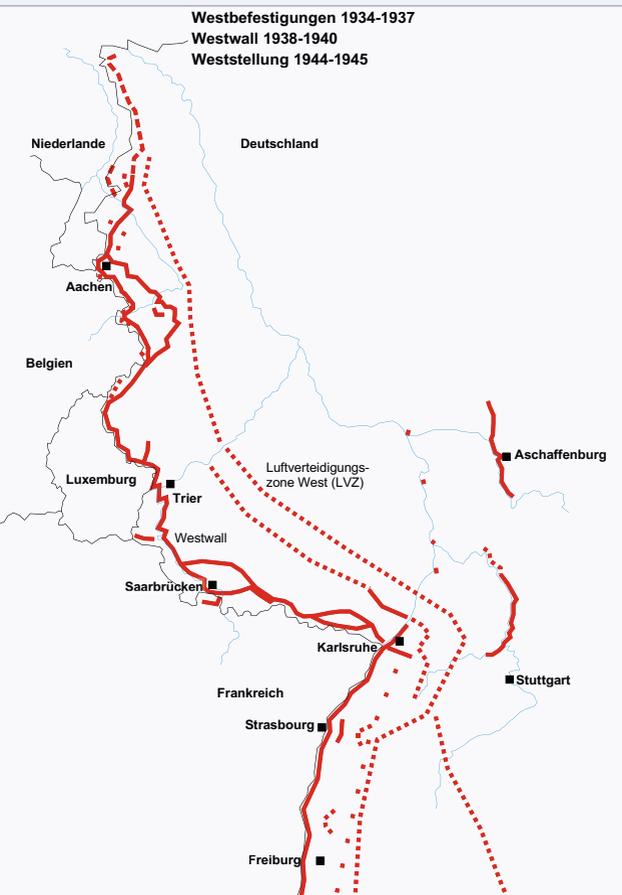
Mit dem vorliegenden Band möchte die Landeszentrale für politische Bildung einen Überblick über den Westwall aus historisch-politischer Sicht geben.



Bernhard Kukatzki



Uwe Bader



Der Westwall

Massive Betontrümmer im Wald, eine Straße, die diese Ruinen verbindet, Reihen von Betonpyramiden im hohen Gras, ein rechteckiger Fischteich, verschlossene Zugänge in Berghängen. Wer im Grenzgebiet von Rheinland-Pfalz zu Belgien, Luxemburg und Frankreich darauf stößt, der steht eventuell vor einem gesprengten Bunker, einer Militärstraße, einem „Drachenzähne“ genannten Panzerhindernis, einem nassen Panzergraben oder einer unterirdischen Anlage des sog. Westwalls. Diese Westbefestigung des Deutschen Reiches wurde von 1936 bis 1940 erbaut und war von Ende August 1939 bis zum Juni 1940 von der Wehrmacht besetzt. Im Winter 1944/45 war sie hart umkämpft, sie wurde im Krieg, besonders aber in der unmittelbaren Nachkriegszeit, fast vollständig zerstört. Die Festungslinie reichte vom Niederrhein bis zur Grenze mit der Schweiz, hatte eine Tiefe von mehreren Kilometern, an manchen Stellen lag sogar einige Kilometer hinter der grenznahen Festungslinie eine komplette zweite Linie. Weiter zurück lagen Flugabwehrstellungen in der sog. Luftverteidigungszone West (LVZ-West) sowie Nachrichten- und Kommandozentralen, diese oft in großen unterirdischen Anlagen. Weit mehr als 10 000 Bunker wurden gebaut, mehrere hundert Kilometer Panzerhindernisse, unzählige Stacheldrahtverhaue und ein ganzes Telefonkabelnetz wurden neu errichtet. Bis zu einer halben Million Menschen musste am Westwall arbeiten, aus ihrer Mitte kam der Name für diese Festungslinie: „Westwall“. Unüberwindlich nannte ihn die nationalsozialistische Propaganda, 1939/40 griffen ihn die Alliierten nicht an, 1944/45 ermöglichte er nur vorübergehend mit hastig zusammengestellten Truppen der Wehrmacht die Verteidigung. Der Westwall kostete die Alliierten Blut und Zeit, seine Verteidigung brach nach dem letzten, gescheiterten Angriff der Wehrmacht im Westen, der Ardennenoffensive, zusammen. Schon während der Kämpfe sprengten alliierte Truppen eroberte Bunker, um eine Rückeroberung auszuschließen. Nach dem Krieg wurden die Reste des Westwalls systematisch zerstört, nur einzelne Anlagen blieben erhalten. Der Westwall geriet in Vergessenheit. Die Natur eroberte seine Reste.

70 Jahre nach dem Krieg wird der Westwall nun wiederentdeckt. Seine Trümmer bieten Unterschlupf für geschützte Tiere und Lebensgrundlage für kalkliebende Pflanzen, sie widersetzen sich der Landwirtschaft und bilden eigene, kleine Biotope und, bei entsprechender Dichte, Biotopverbünde, die das Wandern von Tieren begünstigen. Er ist zum „Grünen Wall im Westen“ geworden.

Aber er hat auch eine andere Seite. Seine Relikte sind mit Arbeitspflicht bei Bau und Instandsetzung, mit der Evakuierung der Zivilbevölkerung sowie mit Tod und Verwundung der im Westwall kämpfenden wie auch der ihn erobernden Soldaten verbunden.

Und jedes seiner Relikte steht für das „System Westwall“, das 1939 den deutschen Angriffskrieg gegen Polen im Westen abschirmte und 1944/45 den Krieg und so den nationalsozialistischen Völkermord ebenso wie das Leid der Zivilbevölkerung um mehrere Monate verlängerte. Als „Mahnmal ehemaliger Westwall“ zählt er zu den Orten, an denen noch heute Spuren des nationalsozialistischen Systems sichtbar sind. Diese Relikte können die Kriegs- und die dahinterstehende menschenverachtende Politik der Nationalsozialisten im Wortsinne „begreifbar“ machen.

Der Weg zum Westwall

Fronterfahrungen des Ersten Weltkriegs

Viele deutsche Soldaten waren aus dem Ersten Weltkrieg mit der Erfahrung des Stellungskrieges nach Hause zurückgekehrt, insbesondere von der Westfront mit ihren Materialschlachten. Sie hatten erlebt, dass der industrialisierte Materialkrieg nicht nur die Menschen in Massen tötete, ja oft sogar regelrecht vernichtete, sondern auch die Landschaft vollständig verändern konnte. Auf beiden Seiten der jahrelang umkämpften Front erstreckte sich kilometertief eine Zone der totalen Zerstörung. Von Dörfern blieben nur Steinhaufen, von Wäldern nur Baumstümpfe, Straßen und Wege verschwanden vollständig. Die Granaten, die zu Millionen auf diese Landschaft fielen, zerkleinerten den Boden und zerstörten alle natürlichen und künstlichen Entwässerungen. Das Ergebnis war die pockennarbige Landschaft der Granattrichter mit einer Mischung von feinverteilter Erde mit Wasser – Schlamm. Mit jedem Schritt sank ein Soldat tief ein, er konnte sogar in ihm ertrinken. Und darin lagen auch die Leichen der Soldaten, die keiner mehr hatte bergen können, oft zerrissen von den Granaten, in Verwesung übergehend. Hatte sich die Front durch Angriffe und Gegenangriffe immer wieder verschoben, umfasste diese Zone eine Tiefe von 50 und mehr Kilometern.



Deutscher Kommandobunker des Ersten Weltkrieges bei Fromelles (Frankreich), rechts angebaut ein gepanzerter Beobachtungsstand. Dieser Bunker war ca. 1 km von der vordersten Linie entfernt und gehörte zum Dienstbereich des Meldegängers Adolf Hitler.

Aber diese apokalyptische Landschaft lag in Frankreich und Belgien, das Deutsche Reich war von Zerstörungen des Ersten Weltkrieges weitgehend verschont geblieben. In den Augen der Zeitgenossen war das Reichsgebiet vor diesen Zerstörungen bewahrt worden, weil die kaiserliche Armee dank ihres mit Betonbunkern verstärkten, tief gestaffelten Verteidigungssystems vor allem an der Westfront den Alliierten vier Jahre lang hatte standhalten können. Und mancher Frontsoldat des Ersten Weltkrieges hatte an der Westfront in einem solchen „MEBU“, einem Mannschafts-Eisenbeton-Unterstand, das tödliche Artilleriesfeuer überlebt, was seinen Glauben an die Stärke von betonierten Stellungen begründet haben mag. Nationalistische Kreise behaupteten mit der „Dolchstoßlegende“ sogar, die Armee sei eigentlich „im Felde unbesiegt“ geblieben und durch Verräter in der Heimat verraten, von hinten „erdolcht“ worden. Dies entsprach nicht den Tatsachen: Die kaiserliche Armee war wegen Erschöpfung der materiellen und menschlichen Ressourcen und aufgrund der materiellen und zahlenmäßigen Überlegenheit der Alliierten zusammengebrochen. Sehr viele Deutsche glaubten die Legenden und sie glaubten auch, dass das Militär im Besitz des Wissens war, wie Deutschland sich erfolgreich verteidigen könnte. Den Militärs müssten, nach Meinung dieser Gruppe, nur die dafür notwendigen materiellen, finanziellen und personellen Mittel bereitgestellt werden.

Nach dem verlorenen Krieg

Nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Menschen im Westen Deutschlands die Rheinlandbesetzung durch alliierte Truppen auf der linken Rheinseite und teilweise rechts des Rheins, z. B. zur Sicherung eines Brückenkopfes bei Mainz, sowie die Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen erlebt. Insbesondere die Ruhrbesetzung hatte der deutschen Bevölkerung die Wehrlosigkeit der Weimarer Republik gezeigt. An militärischen Widerstand war mit dem auf 100 000 Mann reduzierten Heer nicht zu denken, und der zivile Widerstand hatte den Staat ruiniert, ohne die Besetzung beenden zu können. Im Osten, besonders in Oberschlesien, war es zu blutigen Auseinandersetzungen um die Territorien gekommen, die dem neugegründeten Staat Polen zugesprochen worden waren oder von ihm beansprucht wurden. Auf deutscher Seite agierten hier auch Privatarmeen, sog. Freikorps, oft mit heimlicher Billigung und Unterstützung der Reichswehr. Die Erinnerung an fremde Besatzung und an Grenzkämpfe war auch nach der Stabilisierung der Grenzen und dem Abzug der Besatzungstruppen in großen Teilen der Bevölkerung vorhanden, sie war ein Grund dafür, dass in der Gesellschaft ein Bedürfnis nach Mitteln und Wegen zum Schutz der Grenzen bestand.

Der Versailler Vertrag, mit dem 1919 der Erste Weltkrieg offiziell beendet worden war, hatte im Artikel 180 in Absatz 1 die Bestimmung enthalten: „Alle befestigten Werke, Festungen und Landesbefestigungen, die auf deutschem Gebiet im Westen bis zu 50 km östlich des Rheins liegen, müssen abgerüstet und geschleift werden.“ Absatz 3 legte fest: „Der Bau irgendwelcher neuen Befestigungen, von welcher Beschaffenheit oder Bedeutung sie sein mögen, ist in der im ersten Absatz dieses Artikels angegebenen Zone verboten.“ Die Zerstörung der Befestigungen wurde von der Interalliierten Militär-Kontrollkommission (IMKK) überwacht, die auch darauf achtete, dass keine neuen Anlagen gebaut wurden.

Die deutschen Festungspioniere

Die deutschen Festungspioniere waren militärische Fachleute für den Bau von Festungen und Feldbefestigungen, den Angriff auf Festungswerke, aber auch für die Verteidigung von Befestigungen aller Art. Sie kamen aus dem Ersten Weltkrieg mit der Erfahrung der Westfront zurück, an der das deutsche Heer nach dem gescheiterten Angriff auf Frankreich und Belgien vier Jahre lang die Stellungen im Wesentlichen gehalten hatte. Sie hatten dort gelernt, mit einer Vielzahl von kleinen Betonbunkern ein tiefes Stellungssystem zu schaffen, in dem eine angreifende Armee nur langsam und unter hohen Verlusten vordringen und von herangeführten Reservetruppen des Verteidigers wieder zurückgeworfen werden konnte. Sie hatten standardisierte Entwürfe für verschiedene Typen von Bunkern ausgearbeitet und aufgrund der Kampferfahrungen immer weiterentwickelt. Diese Bunker hielten dank ihrer „kubischen Bewehrung“ – 2 cm dicke Eisenstäbe in allen drei Richtungen des Bauwerks im Abstand von 30 cm – auch schwerem Artilleriebeschuss stand. Sie hatten Verfahren entwickelt, um aus Fertigbausteinen Bunker unmittelbar in der Frontlinie zu errichten. Es gab auch ein Konzept, um mit vorgefertigten Schalungsteilen und unter Verwendung von vorkonfektionierten Eiseneinlagen Bunker in Bereichen hinter der Front oder in völlig neu zu bauenden Verteidigungslinien vor Ort schnell betonieren zu können. Eine solche weit hinter der Front völlig neu erbaute Verteidigungslinie war die sog. Siegfried-Stellung, die von den Alliierten „Hindenburg-Line“ genannt wurde. Zum Bau dieser einen Linie waren ab Ende 1916 insgesamt 65–70 000 Arbeiter eingesetzt worden, dabei kamen neben deutschen Truppen und zivilen deutschen Bauarbeitern auch etwa 3 000 zur Arbeit gezwungene belgische Arbeiter sowie ca. 50 000 russische Kriegsgefangene zum Einsatz, was in beiden Fällen völkerrechtswidrig gewesen war. Insgesamt wurden beim Bau verschiedener rückwärtiger Verteidigungslinien ca. 350 000 Kräfte eingesetzt. Deutsche Baufachleute, ob nach dem Krieg noch Festungspioniere oder stattdessen zivile Bauleiter, hatten also Erfahrungen mit standardisierten Entwürfen, industriellem

Bauen in großem Stil und der Organisation von vielen gleichzeitigen Baustellen gemacht. Und sie hatten Erfahrung mit dem Einsatz von tausenden von Arbeitern, die zur Arbeit gezwungen worden waren. Erste Erfahrungen nach dem Ersten Weltkrieg wurden von den Festungspionieren der Reichswehr und den von ihnen beauftragten Baufirmen noch während der Weimarer Republik im Osten, an der neuen Grenze zu Polen, mit dem Bau derartiger Befestigungen gemacht.

Der „Ostwall“ als Vorläufer

An der deutschen Ostgrenze zum wieder geschaffenen Staat Polen sahen sich die Regierungen der Weimarer Republik und die Führung der Reichswehr einer in ihren Augen akut bedrohlichen Situation gegenüber. Denn das Deutsche Reich musste aufgrund des Versailler Vertrages Gebiete an Polen abtreten, teils ohne Volksabstimmung, teils nach einer Volksabstimmung. Dies hatte zur Trennung Ostpreußens vom restlichen Reichsgebiet durch den polnischen Korridor und die freie, aber außenpolitisch durch Polen vertretene Stadt Danzig geführt. Damit rückte die Grenze näher an die Hauptstadt Berlin, was zu einer Verdoppelung der zu verteidigenden Grenzlinie im Vergleich zur Vorkriegszeit führte. Auch lag nun im Süden die neugegründete und mit Frankreich verbündete Tschechoslowakei. Da Polen im polnisch-sowjetischen Krieg 1919–1920 und im polnisch-litauischen Krieg 1920 sein Staatsgebiet erfolgreich mit Gewalt auf Kosten seiner Nachbarn erweitert hatte, befürchteten die Verantwortlichen in Deutschland, dass die der Reichswehr personell dreifach überlegene polnische Armee dies auch gegenüber Deutschland versuchen könnte. Und hinter Polen lag die riesige Sowjetunion, deren Truppen im Rahmen des polnisch-sowjetischen Krieges 1920 südlich von Ostpreußen bis zur Weichsel und damit an die frühere deutsche Reichsgrenze vorgestoßen waren.

Durch den Versailler Vertrag mussten zwar die deutschen Festungen im Osten, sofern sie überhaupt noch auf Reichsgebiet lagen, nicht geschleift werden, in weiten Gebieten war jedoch der Neubau von Befestigungen ebenfalls verboten, was von der IMKK überwacht wurde. Heimlich gebaute Anlagen wurden prompt von der IMKK entdeckt, die ihre Beseitigung forderte. Dies war eine der Voraussetzungen für den Abzug der IMKK im Jahre 1927. Ein legales Mittel zur Verteidigung an den Ostgrenzen waren Anstauungen, militärisch gesicherte, künstliche Wasserhindernisse, die vom Befestigungsverbot nicht erfasst und daher gerne genutzt worden waren. Dies galt auch für Straßensperren und Minenanlagen zur Sprengung von Brücken.

Die Bedeutung der Befestigungen an der Ostgrenze für die Weimarer Republik lässt sich an den Prioritäten bei der Verteilung der knappen Finanzmittel ablesen. Im Haushaltsjahr 1928/1929 waren 60 % der Mittel für Ostpreußen, 30 % für die Ostgrenze, aber nur 10 % für das gesamte restliche Reichsgebiet vorgesehen. An der Priorität für den Osten änderte sich auch im NS-Staat erst einmal nichts. Für Ostpreußen waren mehrere hintereinander gestaffelte Stellungssysteme vorgesehen. Für die Ostgrenze war ein durchgehendes, jedoch unterschiedlich stark ausgebautes Stellungssystem entlang der Grenze zu Polen zwischen Ostsee und Tschechoslowakei geplant. Kern dieses Systems sollte der sog. Oder-Warthe-Bogen werden, der östlich von Frankfurt (Oder) den kürzesten Weg nach Berlin blockieren sollte. Hier war ein in die Tiefe gestaffeltes Festungskampffeld geplant, dicht belegt mit Kampfanlagen einschließlich Artilleriewerken mit Geschützen unter Panzerschutz. Verbunden werden sollten diese Anlagen im zentralen Bereich des Oder-Warthe-Bogens mit unterirdisch fahrenden elektrischen Bahnen. Dieses unterirdische System war nicht nur größer als alles, was je in Deutschland als geschlossene Festungsanlage gebaut worden war, sondern auch jeweils größer als die beiden größten Festungswerke der zur gleichen Zeit errichteten französischen Maginot-Linie.



Als Laderampe an einer Eisenbahnlinie getarnter MG-Schartenstand der Wetterau-Main-Tauber-Stellung.



Maschinengewehr 08 in Schartenlafette auf (nachgebildetem) Untersetzkasten. Diese Waffe aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurde noch im Westwall eingesetzt.

Die Voraussetzungen werden geschaffen

Adolf Hitler, Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), machte bereits am 3. Februar 1933, nur vier Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933, der Führung der Reichswehr seine außenpolitischen Ziele klar: Kriegerische Expansion nach Osten und Vertreibung der dortigen Bevölkerung zwecks Gewinnung von „Lebensraum“ und „Germanisierung“ des Landes. Dazu musste das durch den Versailler Vertrag technisch und personell stark eingeschränkte 100 000-Mann-Heer der Reichswehr massiv vergrößert werden. Auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht sollte eine technisch auf den neuesten Stand gebrachte Armee, die als Wehrmacht bezeichnet wurde, aufgerüstet werden. Das deutsche Volk sollte mit der Parole „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ zur „Volksgemeinschaft“ zwecks Umsetzung von Hitlers Willen geformt werden.

Eine kriegerische Expansion Deutschlands nach Osten hätte zum Eingreifen der Westmächte führen müssen, da ein Stärkezuwachs des Deutschen Reichs die Machtbalance in Europa auf

nicht hinnehmbare Weise verändert hätte. Daher wurden auf Geheiß der deutschen Führung schon ab 1934 außerhalb der 50-km-Zone östlich des Rheins die ersten Befestigungslinien in Süddeutschland gebaut. Die Wetterau-Main-Tauber-Stellung und die südlich daran anschließende Neckar-Enz-Stellung sollten einen befürchteten französischen Vorstoß zur Trennung von Nord- und Süddeutschland verhindern helfen. Die Bunker dieser Stellungen waren zwar nur einfache Maschinengewehrstände, Beobachtungsstände sowie Unterstände zum Schutz von Soldaten und ihren Waffen. Gegenüber den Ständen des Ersten Weltkrieges verfügten sie jedoch bereits über Gasschutz, Panzertüren und auch schon über stählerne Platten und Türme mit Scharten, Öffnungen zum Schießen und Beobachten, zum Schutz der Waffen und ihrer Bediener. Und sie waren bereits standardisiert, es wurden einige hundert Anlagen gebaut.

Am 7. März 1936 nutzte Hitler mit dem Wahlkampf in Frankreich eine für ihn günstige internationale Situation, um mit schwachen Kräften der noch im Aufbau befindlichen Wehrmacht in das nach dem Versailler Vertrag entmilitarisierte Rheinland einzumarschieren. Eine militärische Reaktion Frankreichs blieb



*Panzerzielfernrohr für ein MG 34 im Schartenturm.
Damit richtete der Schütze seine Waffe aus.*



Was wie eine moderne Hangstützmauer aussieht, ist in Wirklichkeit eine Panzermauer des Westwalls.

aufgrund der durch den Wahlkampf verursachten politischen Lähmung aus. Nachdem schon vorher Festungspioniere in Zivil im Rheinland heimlich Standorte für Befestigungen erkundet hatten, konnten nun erste Anlagen gebaut werden. Dies waren eher verteidigungsschwache Bauten, die Angriffe über wichtige Verkehrswege nur eine Zeit lang verzögern konnten.

Mit der Remilitarisierung des Rheinlandes durch Stationierung von Truppen sowie den Aufbau von militärischer Infrastruktur und Kommandostrukturen bauten auch die Festungspioniere ihre Organisation im Westen aus. Sie griffen auf Konzepte und Erfahrungen zurück, die sie von der Planung und dem noch laufenden Bau der Befestigungen an der Grenze zu Polen und den beiden bis dahin gebauten Festungslinien im Westen mitbrachten. Grundlage waren

- ◆ das Maschinengewehr (MG) unter Panzerschutz als Hauptwaffe,
- ◆ die Standardisierung der (gassicheren) Bauten,
- ◆ die Einbeziehung des Geländes als Hindernis und
- ◆ die unterirdische Versorgung der Festungswerke in kritischen Bereichen.

Im Oder-Warthe-Bogen, einem Festungsbereich, der einen befürchteten polnischen Vorstoß auf die 150 km entfernte Reichshauptstadt Berlin verhindern sollte, wurde zwischen 1936 und 1938 auf einer Frontbreite von 12 km ein System von Galerien angelegt. Das waren unterirdische Tunnel und Gänge von ca. 35 km Länge zur Versorgung und Verstärkung der im Gelände verteilten Festungswerke, in denen zum Teil elektrische Bahnen fuhren. Solche aufwändigen Anlagen waren auch für die Teile der Westbefestigung geplant, die zur Sperrung von Angriffskorridoren vorgesehen waren, also Gebiete, deren Gelände kein großes Hindernis darstellte und die durch ihre Lage und durch leistungsfähige Verkehrswege einen Vorstoß in die Tiefe des Deutschen Reiches ermöglicht hätten. Für den Bau der Westbefestigung waren von den Festungspionieren anfangs 15 Jahre kalkuliert worden, so dass das System Anfang der 1950er Jahre fertig gewesen wäre. Dies war auch dem Mangel an Material, insbesondere an Stahl, an Geld und an Arbeitskräften geschuldet, die wegen der Konkurrenz anderer Rüstungsprojekte und der begrenzten deutschen Kapazitäten berücksichtigt werden mussten.



Oben. Westwall? Das Erdgeschoss des Hauses ist ein Bunker, das daraufgebaute Haus diente zur Tarnung in der Ortslage.

Links oben. Gesprengter Bunker, die Deckenplatte ist zerbrochen und hat sich aufgebäumt.

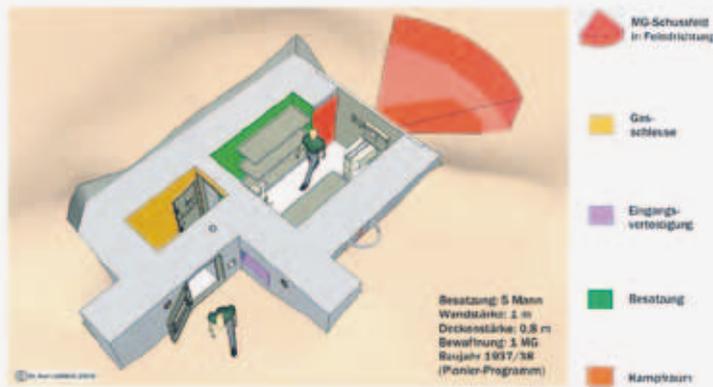
Links Mitte. Höckerlinie bei Großkampfenberg, Kreis Bitburg-Prüm.

Links unten. Der nasse Panzergraben bei Steinfeld in der Weißenburger Senke.



Die Bestandteile des Westwalls

Eine Bunkerruine, ein Stück Höckerlinie, ein langgezogener Teich – dies alles sind Teile des Westwalls, aber sie sind nicht *der* Westwall. Der Westwall ist ein komplexes Festungssystem, das sich entlang der Westgrenze des Deutschen Reiches über mehrere tausend Quadratkilometer erstreckte und mit seinen Relikten heute noch erstreckt. Dieses Festungssystem entzieht sich damit der direkten menschlichen Wahrnehmung aufgrund seiner schieren Größe, aber auch, weil sich seine inneren Zusammenhänge mit der Betrachtung eines einzelnen Reliktes nicht erschließen. Befestigungsanlagen werden aus der militärischen Vorstellung eines feindlichen Angriffes heraus entwickelt, daher wird dessen Perspektive im Folgenden bei der Beantwortung der Frage „Was ist der Westwall?“ verwendet, um seine einzelnen Teile aufzuführen und ihr Zusammenwirken zu verdeutlichen.



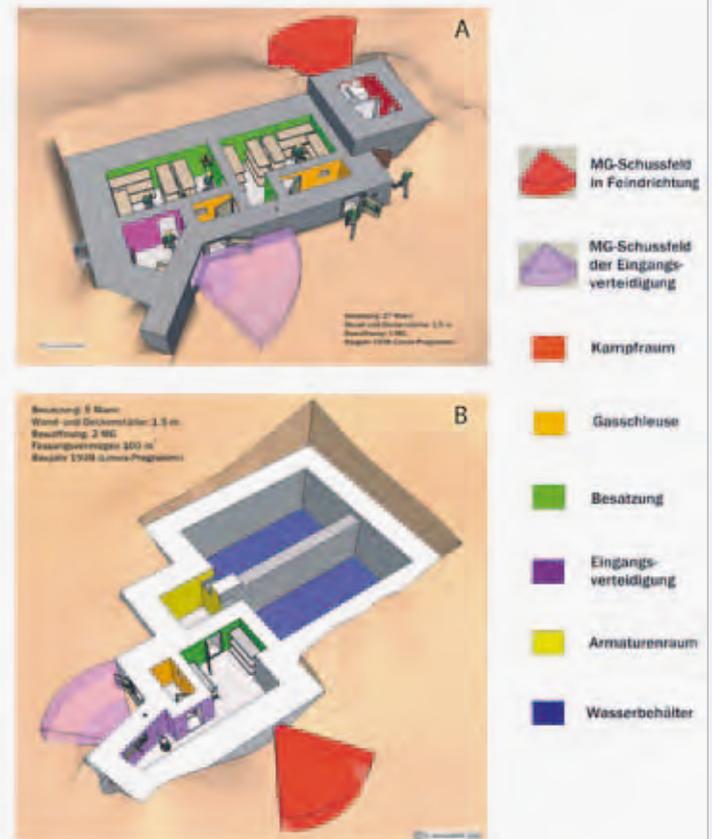
Oben. MG-Bunker (Regelbau B1-1, MG-Schartenstand) aus dem ersten Bauprogramm zur Befestigung der Westgrenze 1936—1938 (Pionier-Programm).

Rechts oben (A). Doppelgruppenunterstand mit angehängtem Kampf-raum (Regelbau 11).

Rechts oben (B). MG-Schartenstand (Regelbau 23) mit Zweikammer-Wasserbehälter auf dem Farrenberg (Sonderkonstruktion).

Rechts unten.

Eingang zu einem Westwallbunker mit Stahltür und Eingangsverteidigung durch MG.



Einige Worte vorweg: Was heute pauschal als „Bunker“ bezeichnet wird, wurde beim Bau des Westwalls ein „Stand“ genannt, wobei die unterschiedlichen Funktionen mit Erweiterungen des Wortes „Stand“ bezeichnet wurden. Wie der Westwall konkret ausgebaut wurde, hing sehr stark vom Gelände und seinem Hinderniswert ab. Die Weißenburger Senke an der Grenze zwischen Südpfalz und Elsass hätte einen Panzerangriff von mehreren Kilometern Breite auf idealem Gelände ermöglicht, während die Steilhänge des Pfälzer Waldes bei Dahn selbst für Infanterie nur schwer zu überwinden gewesen wären. Daher wurde je nach Gelände und Lage zwischen dem starken „Festungsausbau“, dem „Stellungsausbau“ und dem schwächeren „Sicherungsausbau“ unterschieden.



Die Hauptkampflinie

Bei der Annäherung an die sog. Hauptkampflinie wäre ein Angreifer zuerst auf eine Hindernislinie gestoßen: Drahtthornen gegen die Infanterie sowie Höckerlinien, Panzermauern, trockene und nasse Panzergräben, Hemmkurvenhindernisse (nach oben gebogene Stahlschienen) oder Pfahlhindernisse (in den Boden gerammte Baumstämme) gegen Panzer. Straßen durch diese Hindernislinie wären mit ansteigenden Stahlträgersperren oder Stahlträger-Stecksperren blockiert gewesen. Auch umfangreiche Minenfelder mit Schützenminen gegen die Infanterie und Panzerminen lagen vor den Hindernissen. Die Panzerhindernisse hätten also die Infanterie von den sie begleitenden Panzern getrennt. Sie hätten der Infanterie damit die direkte Unterstützung durch schwere Panzer bei der Bunkerbekämpfung genommen, über die die französische Armee mit den Modellen Char B1 und Char 2C (Char = Char de Bataille = Gefechtswagen) verfügte.

Bereits weit vor dem Erreichen der Hindernisse wäre ein Angreifer in den Bereich von Artilleriebeobachtungsständen gelangt, in denen Feuerleitoffiziere der Artillerie unter Panzerschutz oder bei bewaldetem Gelände auf hohen Türmen mittels optischer Geräte und Telefonleitungen das Feuer der weit hinter der Hauptkampflinie stehenden Artilleriegeschütze auf den Angreifer gelenkt hätten. Zum Teil waren diese Geschütze samt ihrer Munition und der Bedienungsmannschaft in Geschützständen untergebracht. Am Oberrhein waren zum Fernbeschuss des gut beobachtbaren Oberrheingrabens im Elsass schwere Marinegeschütze Teil des Westwalls.



Doppelte Höckerlinie bei Steinfeld in der Weißenburger Senke.



Fundament für eine Stecksperre zur Sperrung eines Waldweges. In die heute zubetonierten Rechtecke wurden Stahlträger eingesteckt.



Französischer schwerer Panzer Char B1, ausgestattet mit einer 75-mm-Haubitze (Wanne) und einer 47-mm-Kanone (Turm). Der stark gepanzerte und bewaffnete, aber langsame Char B1 sollte die Infanterie bei der Bunkerbekämpfung unterstützen. Dieses Exemplar steht in Stonne (Frankreich).

*Die Höckerline bei
Steinfeld im Jahr 1969
Richtung Norden.*



*Der nasse
Panzergraben bei
Steinfeld im Jahr 1969.*



*Mehrere
Panzersperren und
Infanteriehindernisse
vereinigen sich.*



Kurz vor dem Erreichen der Hindernisse wäre ein Angreifer in den Feuerbereich von Maschinengewehren und Panzerabwehrkanonen (Pak) des Festungskampffeldes geraten. Diese waren entweder in MG-Ständen mit offenen (Maul-)Scharten, hinter stählernen Schartenplatten, in 3- bzw. 6-Scharten-Panzertürmen oder in Pak-Ständen fest eingebaut. Oder die Waffen kamen in Feldstellungen außerhalb der Stände zum Einsatz. Dann waren sie nur gegen den feindlichen Artilleriebeschuss, der kurz vor dem Angriff enden musste, samt ihrer Mannschaft in Unterständen und Pak-Garagen geschützt. Der Angreifer müsste nun versuchen, im beobachteten Sperrfeuer der Artillerie, im Kreuzfeuer der Maschinengewehre aus Bunkern und Feldstellungen und unter dem Beschuss der Panzerabwehrkanonen die Hindernislinie zu überwinden und die Stände des Festungskampffeldes auszuschalten. Diese jedoch deckten und unterstützten sich mit ihrem Feuer gegenseitig und waren zu diesem Zweck per Telefon miteinander verbunden. Wer also versuchte, sich in einem toten Winkel zu nähern, wurde ggf. vom teilweise nur 30 m entfernten Nachbarstand aus gesehen, gemeldet und beschossen. Um einen Stand auszuschalten, müsste entweder ein schwerer Panzer durch in die Panzerhindernisse gesprengte Lücken herangeführt werden, um ihn im direkten Feuer auf Schwachstellen wie Scharten oder Türen zu zerstören, oder Pioniere müssten Sprengladungen direkt an solchen Schwachstellen platzieren, dies jedoch im Feuer der Eigenverteidigung des Standes und der umliegenden Stände. Und wenn ein Stand tatsächlich ausgeschaltet worden wäre, hätte sich der Angreifer dem jeweils nächsten zuwenden müssen, bis das gesamte Stellungssystem durchbrochen worden wäre.

Die Auffangstellung

Sollte ein Angreifer die Hindernislinie überwunden und die sie unmittelbar verteidigenden Stände ausgeschaltet haben, so hatte er den Westwall damit noch lange nicht bezwungen. Das Festungskampffeld hatte eine Tiefe von einem bis mehreren Kilometern, manchmal gab es noch eine zweite Linie, etliche Kilometer hinter der ersten. Das Durchkämpfen dieser Kampffelder hätte einen Angreifer Kraft und Zeit gekostet. Beides hätte dem Verteidiger in die Hände gespielt. Denn er hätte diese Zeit genutzt und hinter dem angegriffenen Westwallabschnitt Reservetruppen konzentriert, um damit die durch den Angriff stark geschwächten Kräfte des Angreifers zurück zu werfen – ein Verfahren, welches das Deutsche Heer im Ersten Weltkrieg zur Perfektion entwickelt hatte und das alliierte Durchbrüche immer wieder unter hohen Verlusten hatte scheitern lassen.

An wichtigen Stellen waren hinter den die Hindernisse verteidigenden Ständen in der Tiefe des Festungskampffeldes sog. B-Werke gebaut worden. Die B-Werke waren die größten Einzelbauwerke des Westwalls, autarke Festungswerke mit eigener Stromerzeugung und Wasserversorgung sowie Abwasserentsorgung. Ihre Betonmonolithen hatten in der Regel drei Ebenen und waren mit einem Beobachtungsturm, zwei 6-Scharten-Türmen für je 2 MG, einem Maschinengranatwerfer (für bis zu 120 Schuss 5-cm-Granaten pro Minute) und einem Festungsflammenwerfer ausgerüstet, der bei Gefahr für das Werk dessen gesamte Oberfläche in ein Flammenmeer verwandeln konnte. Dazu kam noch die Verteidigung der beiden Eingänge des B-Werkes durch ein flankierendes MG. Diese B-Werke waren für bis zu drei Wochen mit Verpflegung, Treibstoff und Munition versorgt. Sie waren durch ihre Bewaffnung rundum und auf allen Entfernungsbereichen verteidigungsfähig, erst mit MG-Feuer aus den Türmen, dann mit einem Granathagel aus dem Maschinengranatwerfer und zuletzt mit einem Flammenstoß aus dem Festungsflammenwerfer. Die B-Werke waren somit nur äußerst schwer zu überwinden.



Front eines MG-Schartenstandes mit Maulscharte. Das MG 08 ist in die Scharte gefahren.



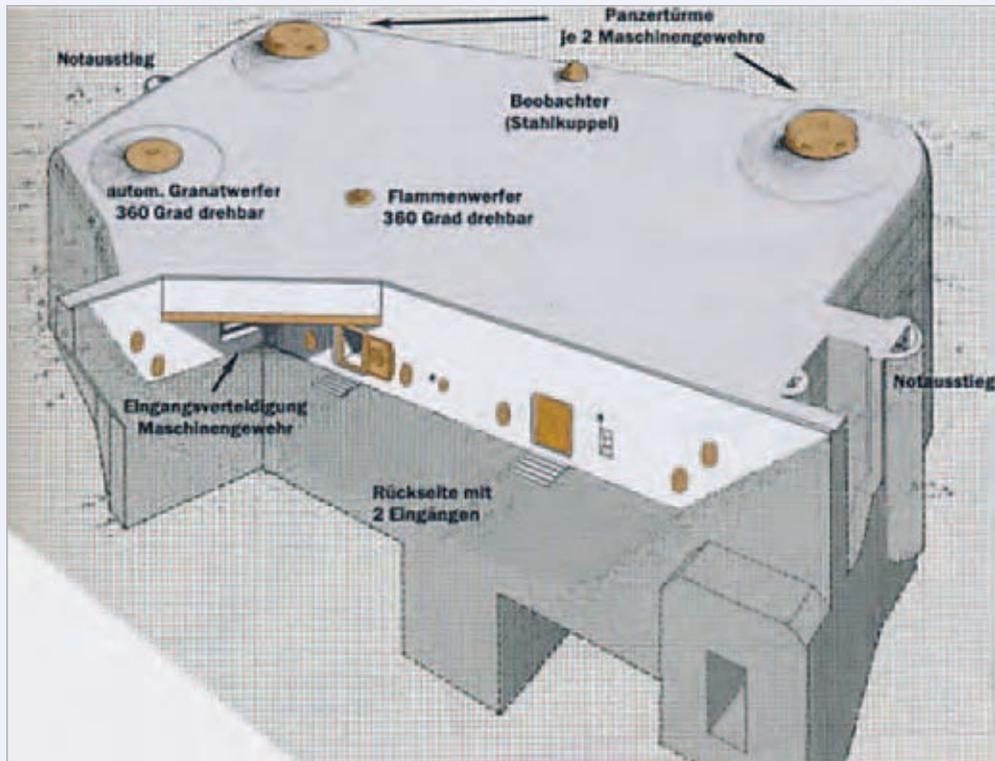
Eine Kleinstglocke zur Beobachtung aus dem Bunker. Nur die Spitze ragte aus dem Beton heraus.



Völlig zerschossene Schartenplatte eines Westwallbunkers. Der einfache Walzstahl hatte modernen Geschützen nichts mehr entgegen zu setzen.



Einblicköffnung eines Bunkersehrohrs des Westwalls zum Beobachten der Umgebung aus dem Bunker heraus.



Oben. Aufsicht des B-Werkes 929
(Tarnname „Wolfsschlucht“).
Oben rechts.
Der Maschinengranatwerfer M19
diente in B-Werken dazu,
in Deckung gegangene Angreifer
wieder ins Feuer der MG zu treiben.
Rechts.
Die beiden 6-Scharten-Türme für MG
und die Kleinstglocke eines erhaltenen B-Werkes.
in Besseringen (Saarland).
Die kleinen Öffnungen an der Seite des Turmes
sind Fernrohrausblicke.



Unterstützungseinrichtungen

Verletzte Soldaten sollten in spezielle Sanitätsstände gebracht werden, wo sie medizinisch versorgt und auch notoperiert werden konnten. Diese speziellen Bunker waren nicht verteidigungsfähig und entsprachen damit den internationalen Vorschriften zum Schutz der Verwundeten, die die Rotkreuz-Kennzeichnung am Gebäude erforderten und damit eine gleichzeitige Kampfnutzung des Gebäudes ausschlossen.

Geführt wurden die Soldaten durch die Kommandeure aus Gefechtsständen. Auf den unteren Ebenen der militärischen Hierarchie waren diese Gefechtsstände gleichzeitig MG-Stände, auf den oberen Ebenen eigene Betonkonstruktionen ausschließlich für die Stabsarbeit, aber auch minierte Anlagen, d. h. in einen Berg gebaute Stollen.

Zur Wasserversorgung wurden, wenn notwendig und möglich, Quellen verbunkert gefasst und das Wasser in unterirdische Wasservorratsbehälter geleitet, von denen aus es mit Leitungen zu den Ständen in der Umgebung transportiert wurde.

Verbunden war das gesamte System durch ein Festungskabelnetz, also militärische, unterirdische Kabelanlagen, die in jeden Stand geführt wurden. In der Nähe der Stände waren die Kabel tief vergraben, um sie gegen Beschuss zu schützen. Die Kabel konnten in unterirdischen Schaltstellen, sog. Kabelbrunnen, aber auch in oberirdischen Schaltschränken aus Beton zu Leitungsnetzen verschaltet werden, so dass die jeweilige militärische Kommandostruktur mit ihren an der Hierarchie orientierten Melde- und Befehlswegen im Kommunikationsnetz abgebildet werden konnte. Hauptkommunikationsmittel war das Telefon, jeder Stand war damit ausgerüstet. Außerdem bestand im Eingang des Standes eine Anschlussmöglichkeit für Feldtelefone, so dass auch Einheiten, die außerhalb der Bunker stationiert waren, das gut geschützte Festungskabelnetz für ihre Kommunikation nutzen und damit einfach in die militärische Struktur integriert werden konnten.



Rekonstruierter Krankenraum in einem Sanitätsbunker.



Ein unterirdischer Wasserbunker des Westwalls mitten im Wald, mit moderner Feuerwehrröhre zur Nutzung gegen Waldbrände.



Auch 1944/45 noch gefährlich: Der Festungsfernsprecher und das unterirdische Festungskabelnetz schufen sichere Verbindungen.



Eine Schaltstelle des Festungskabelnetzes mitten im Wald.

*Maximale
Ausbaustärke:
Ein 6-Scharten-Turm
in Ausbaustärke A
(Decke 3,50 m),
hier Eingang mit
Verteidigung.*



*Westwall?
Hinter der Gittertür
liegt eine nicht
fertiggestellte
Stollenanlage des
Westwalls.*

Baumaterialien und Bauweisen

Der wichtigste Baustoff für den Westwall war Stahlbeton, der für Stände in Stärken von 3,50 m (Baustärke A) bis 0,30 m (Baustärke D) verarbeitet wurde. Er wurde üblicherweise mit 400 kg Zement pro Kubikmeter Beton und kubischer Bewehrung (Stahlstäbe in allen drei Dimensionen) mit 12-mm-Stäben in 20—25 cm Maschenweite ausgeführt. Dies bedeutete eine sehr aufwändig zu erstellende Armierung, aber auch eine hohe Qualität und Festigkeit des in einem Guss erstellten Stahlbetons, der sich in dieser Art bereits bei den Ständen des Ersten Weltkrieges bewährt hatte. Bei der Verfügbarkeit von Panzerteilen wirkte sich der Stahlmangel im Deutschen Reich negativ aus, denn um Stahl konkurrierten damals auch viele andere Rüstungsprojekte, der zivile Verbrauch und der für die Einfuhrfinanzierung wichtige Export. Daher wurden zeitweise MG-Stände mit offener Mauelscharte gebaut, da keine Stahlschartenplatten verfügbar waren. Hochfeste Panzerschartenplatten aus legiertem und/oder vergütetem Stahl waren noch knapper und wurden in der Regel nur für die stark gefährdeten Frontalscharten (in Feindrichtung wirkend) und nicht für die gegen direkten Beschuss besser geschützten flankierenden Scharten (parallel zur Front wirkend) verwendet. Damit wurde ein unzureichender Schutz der Besatzungen bewusst in Kauf

genommen, was dem einfachen Soldaten mangels Möglichkeiten, die Stahlqualität zu prüfen, jedoch nicht bekannt gewesen sein dürfte.

An den militärisch wichtigsten Teilen des Westwalls war eine unterirdische Erschließung der Kampfstände in Form von Werkgruppen vorgesehen. In ca. einem Kilometer Entfernung hinter der Hauptkampflinie sollte im Berg ein Zugangs-, Kasernen- und Lagerbereich gebaut werden, der über tiefliegende Galerien, Treppehäuser und Aufzüge mit den vorne liegenden Kampfständen unterirdisch verbunden werden und so Versorgung sowie Truppenaustausch und -verstärkung gedeckt vor feindlichem Beschuss ermöglichen sollte.

Nach dem Bau mussten die fertigen Bunker möglichst unauffällig in die (Natur)landschaft integriert werden, um nicht sofort erkannt und in der Folge von einem Angreifer beschossen zu werden. Bei diesen militärisch notwendigen Tarnungsmaßnahmen versuchten sog. Landschaftsanwälte gleichzeitig, die auf der nationalsozialistischen „Blut-und-Boden“-Ideologie basierende „deutsche“ Landschaft zu gestalten, aus deren Boden angeblich der „deutsche Mensch“ reinen Blutes entstanden war und auch zukünftig entstehen sollte.

Die Luftverteidigungszone West

Hinter dem für den Erdkampf vorgesehenen Westwall lag die Luftverteidigungszone West (LVZ West), das erste je gebaute Festungssystem zur Luftabwehr. Im Ersten Weltkrieg hatte es bereits Bombenangriffe auf militärische Anlagen, aber auch Städte, weit hinter der Front gegeben. Hier ist besonders die Bombardierung von London durch deutsche Großflugzeuge zu nennen. Für das Jahr 1919 war von Seiten der Alliierten eine strategische Bombenoffensive gegen das Reichsgebiet geplant worden, die durch das Kriegsende im Jahr 1918 nicht mehr zur Ausführung kam. Diese Erfahrungen sowie Luftkriegstheorien der Zwischenkriegszeit, die eine schnelle Kriegsentscheidung durch schwere Bombardierungen von Städten erwarten ließen, machten neben dem Luftschutz für die Bevölkerung eine vorbereitete Luftabwehr am Boden und in der Luft notwendig. Die LVZ West lag im Mittel 40 km hinter der Grenze und war in Batterien organisiert. Eine Batterie bestand in der Regel aus vier schweren Flugabwehrkanonen (Flak) des Kalibers 88 mm. Zur Leitung des Feuers besaß sie ein Entfernungsmessgerät mit Kommandogerät (einem elektromechanischen Rechner) und ein Hilfskommandogerät. Die sehr aufwändigen Geräte waren notwendig, da die Richtwerte für die Geschütze beim Schießen auf die sich schnell bewegendes Flugzeuge in Echtzeit berechnet werden mussten, was nur mit Hilfe technischer Rechengeräte möglich war. Die Stände für Geschütze und Feuerleitgeräte waren jedoch keine Bunker, sondern ca. einen Meter in die Erde versenkte betonierte Plattformen mit ausgebauten Verbindungsgräben, u. a. für die elektrische Verkabelung der Geräte und Geschütze. Außerdem waren leichte Flak-Geschütze des Kalibers 20 mm in Stellung gebracht worden, um direkte Angriffe von Tieffliegern auf die Batterie abwehren zu können. MG-Stände, Pak-Garagen und Beobachtungsstände waren als Bunker zur Abwehr von Bodenangriffen gebaut worden. Denn die LVZ West war zum Teil auch als weitere Linie der Bodenabwehr konzipiert, weswegen auch Hindernisse gebaut wurden und Straßensperren vorbereitet waren. Ergänzt wurde der Ausbau der LVZ West durch Kommandeurstände, das sind Gefechtsstände zur gemeinsamen Führung mehrerer



Die Reste eines Standes für ein Kommandogerät in der LVZ West. Auf dem runden Sockel war das Gerät drehbar aufgebaut.



Dieses Kommandogerät mit aufgesetztem Entfernungsmesser dient zur Echtzeitberechnung von Richtwerten für die Flak-Geschütze.



Diese Betonreste am Wegesrand sind die Wände einer Flakstellung der LVZ West für eine 88-mm-Kanone.



Eine Flakstellung für eine 88 mm-Kanone mit Unterstand in der LVZ West.



Zeitgenössischer Hinweis auf die zum Bau des Westwalls angelegte Pionierstraße bei Oberrotterbach.

Batterien, durch Unterstände für die Flak-Kanoniere sowie durch Munitionsräume und Wasserversorgungseinrichtungen. Dazu kamen noch Unterkunftsbaracken und Batteriebeständelager, Lagerhallen zur witterungsgeschützten Unterbringung von Geschützen und Geräten in der Nähe der Batteriestandorte, sowie befestigte Zufahrtswege von den Lagerhallen zu den einige hundert Meter entfernten offenen Stellungen. Die Luftverteidigungszone West war Teil des Westwalls, wurde jedoch, im Gegensatz zu den vom Heer errichteten Anlagen für die reine Bodenverteidigung, von der Luftwaffe geplant und gebaut. Die LVZ West war zwar auch eine letzte Linie der Bodenverteidigung, jedoch keine Luftverteidigung des Westwalls gegen Luftangriffe, dafür lag sie zu weit im Hinterland. Ihre Aufgabe war die Verhinderung strategischer Bombardierungen im ganzen Reichsgebiet.



Wasserbecken im Wald, das zur Wasserversorgung beim Betonieren von Westwallbunkern angelegt wurde.

Die Infrastruktur zum Bau des Westwalls

Zur Schaffung eines solchen Systems war der Auf- und Ausbau der Infrastruktur für den Bau der Anlagen erforderlich. Zuerst mussten in verkehrlich nicht oder schlecht erschlossenen Gebieten neue Straßen gebaut, vorhandene Wege ausgebaut und Brücken verstärkt werden, um die Transportgewichte, z. B. bis zu 51 t schwere Panzerteile, und die Materialmengen für den Bau der vielen Stahlbetonbauten bewältigen zu können. Ein Beispiel dafür ist die sog. Pionierstraße, die von Oberrotterbach aus den Pfälzer Wald nach Westen erschließt und an einer Vielzahl von heute gesprengten Westwallbunkern vorbeiführt, zu deren Bau sie einst angelegt worden war. An den Übergängen zwischen Eisenbahnlinien und Straßen wurden sog. Pionierparks angelegt, große gesicherte Lagerbereiche, in denen die für den Bau benötigten Panzerteile wie Schartenplatten, Panzertürme, Türen und

Lüftungspanzer gelagert und für die einzelnen Baustellen zusammengestellt wurden. Eine weitere Infrastruktureinrichtung waren große Wasserbecken aus Beton, mit denen die sichere Wasserbevorratung zum kontinuierlichen Betonieren der Stände erreicht wurde, denn das Betonieren durfte nicht unterbrochen werden, um Schwachstellen in der Betonstruktur zu vermeiden. Diese Becken finden sich noch heute mitten im Wald, sie werden bei gegebener natürlicher Wasserversorgung gerne von der Feuerwehr als Wasservorrat für Waldbrände genutzt, ähnlich wie noch vorhandene unterirdische Wasservorratsbehälter, die dazu mit einer vorbereiteten Verrohrung versehen wurden.

Die wichtigste Infrastrukturmaßnahme betraf jedoch die Unterbringung der vielen Arbeiter, für die eine Vielzahl von Barackenlagern errichtet wurde. Die allermeisten dieser Lager wurden nach dem Westwallbau wieder aufgelöst, die Baracken zur Weiterverwendung an anderer Stelle abtransportiert. Wenige Lager wurden auch nach dem Westwallbau mit anderer Zweckbestimmung weiter betrieben, wie das 1938 von der Deutschen Arbeitsfront (DAF) für Westwallarbeiter erbaute Lager Hinzert. Es wurde 1939 von der Organisation Todt (OT) als „Erziehungslager“ für die Westwallarbeiter genutzt, die unter Kriegsrecht als Polizeihäftlinge für zwei bis drei Wochen diszipliniert werden sollten, und ab November 1939 zusätzlich als SS-Sonderlager für „rückfällig“ gewordene Westwallarbeiter, mit einer Haftdauer von nun mindestens drei Monaten. Am 1. Juli 1940, nach dem Baustopp am Westwall, wurde das Lager Hinzert zum Konzentrationslager. Heute ist das Lager verschwunden, an seiner Stelle befindet sich die Gedenkstätte „SS-Sonderlager/KZ Hinzert“ des Landes Rheinland-Pfalz.

Der Westwall in der westeuropäischen Festungsgeschichte

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte in Belgien und in Frankreich eine Festung nach der anderen nach den Angriffen der schwersten deutschen Artillerie kapituliert. Die führenden Militärs glaubten danach nicht mehr an den Wert der Festungen, das Fort Douaumont bei Verdun beispielsweise konnte 1916 von deutschen Truppen im Handstreich genommen werden, weil keine Soldaten zur Verteidigung eingesetzt worden waren. Auf der anderen Seite wurde die ganze Westfront zu einer neuen Art von Festung: Drahthindernisse, Schützengräben, Betonstände, Stollen und Batteriestellungen wurden auf beiden Seiten der Front gebaut. Die französische Führung hatte nach dem Verlust von Fort Douaumont gelernt, dass ihre modernen Festungsanlagen um Verdun überraschend widerstandsfähig waren, wenn sie verteidigt wurden. Die deutschen Soldaten hatten ihrerseits erkannt, dass ihr tief gestaffeltes, gut ausgebautes Stellungssystem an der Westfront kaum zu durchbrechen war. Erst das Eingreifen starker amerikanischer Truppen und die massenhafte Verwendung von Panzern hatten zum Durchbruch durch das deutsche Stellungssystem geführt, der militärische, wirtschaftliche und später politische Zusammenbruch Deutschlands beendete daraufhin den Krieg.

Deutschland

Mit dem Versailler Friedensvertrag von 1919 fielen die deutschen Festungen in Elsass-Lothringen an Frankreich, die übrigen Festungen im Westen des Reiches mussten bis zu einer Linie 50 km östlich des Rheins zerstört werden. Neue Befestigungen durften dort nicht gebaut werden.



Dearmierung der Festung Kaiser Alexander in Koblenz als Folge des Ersten Weltkrieges im Jahr 1922.

Deutschland brach nach dem Ersten Weltkrieg radikal mit der Festungsbautradition des Kaiserreiches. Ab 1892 hatte das Kaiserreich damit begonnen, den Neubau von Forts, bis dahin in unterschiedlicher Ausprägung der Standard für Festungen in Europa, einzustellen. Diese Forts waren mit einem umlaufenden, verteidigten Graben geschützte, kompakte Anlagen, auf die sich die immer weiter, präziser und wirkungsvoller schießende Belagerungsartillerie genau einschließen und sie damit leicht zerstören konnte. Stattdessen zogen die deutschen Festungsbauer die verschiedenen Anlagen weit auseinander, verteilten sie optimal im Gelände, verbanden sie durch unterirdische Gänge, schützten die schwere Artillerie unter drehbaren Panzertürmen und schufen auf diese Art mit dem Konzept der sog. Feste die modernsten Artilleriesfestungen Europas. Im Ersten Weltkrieg spielten diese Festen praktisch keine Rolle, die Qualität von Konzept und Ausführung zeigte sich jedoch völlig überraschend im Jahr 1944, als die amerikanische 3. Armee zwei Monate benötigte, um die von alten deutschen Festen des Kaiserreiches umgebene Stadt Metz in Frankreich einzunehmen. Der Westwall war demnach nicht das einzige Festungssystem, mit dem sich die alliierten Truppen auseinandersetzen mussten.



10-cm-Kanone unter Panzerlafette in der deutschen Feste Wagner bei Metz. Diese Geschütze wurden vor dem Ersten Weltkrieg häufig in Batterien zu vier Geschützen in Festen eingebaut.

Die Reichswehr orientierte sich nicht mehr an der Festungsbautradition, sondern an den deutschen Kriegserfahrungen im Ersten Weltkrieg und baute eine Vielzahl kleiner Betonbunker als Unterstände für Truppen und als Kampfstände für Maschinengewehre, aber auch Panzerabwehrkanonen und Artillerieschütze. Sie wurden in ein tief gestaffeltes Kampffeld integriert, eine Zone, in der der Angreifer einen Bunker nach dem anderen niederkämpfen musste, um durchbrechen zu können. Das Ganze wurde durch Infanterie- und Panzerhindernisse geschützt und mit unterirdischen Kabelnetzen verbunden. Wo möglich und notwendig, wurden auch tiefe Stollenanlagen zur Anlieferung und Lagerung von Versorgungsgütern, als Ruheraum für die Soldaten und zur unterirdischen Erschließung der Kampfbunker geplant. Dieses Befestigungssystem entsprach der deutschen Idee der elastischen Verteidigung in einem tiefen Kampfraum und den Erfahrungen, die die deutsche Armee im März 1917 mit dem Rückzug in die im Hinterland der Westfront vorbereitete und stark ausgebaute Siegfried-Stellung gemacht hatte. Erste Anlagen entstanden bereits in den 1920er Jahren an der Grenze zu Polen, am Ende dieser Entwicklung stand die Westbefestigung, der sog. Westwall.

Frankreich

Frankreich hatte andere Erfahrungen gemacht. Das Land musste nach dem Verlust von Elsass-Lothringen 1871 ein völlig neues Festungssystem unter großen volkswirtschaftlichen Anstrengungen bauen, konnte das gesamte System jedoch aus finanziellen Gründen bis 1914 nicht auf dem neuesten Stand halten. Während 1914 die nicht modernisierten Festungen im Norden Frankreichs kapitulieren mussten, war die Festung Verdun in der Verdun-Schlacht 1916 nicht gefallen. Ihre modernen, betonverstärkten Werke hatten sich in den Augen der französischen Armee bewährt. Die Artillerie, besonders die modernen 75-mm-Schnellfeuerkanonen, hatte dem Angreifer schwere Verluste beigebracht. Gute Erfahrungen mit dem improvisierten Bau tiefer Stollen unter den französischen Forts von Verdun ab 1916 und das Studium der modernen deutschen Festen im zurückgewonnenen Elsass-Lothringen ab 1919 führten in Verbindung mit dem Verdun-Mythos zum Konzept der Maginot-Linie, einer dünnen Verteidigungslinie mit betonierten Kasematten für Maschinengewehre und Panzerabwehrkanonen, die Hindernisse gegen Panzer und Infanterie verteidigten. Die Linie wurde von stark gepanzerter Artillerie in speziellen Artilleriewerken beherrscht, deren hoch technisierte Versorgungseinrichtungen tief unter der Erde lagen und vom Hinterland aus versorgt wurden. Dieser starke Ausbau einer durchgehenden Verteidigungslinie wurde jedoch nur bei den wichtigsten Abschnitten an der französisch-deutschen Grenze ausgeführt. Am Oberrhein, im Saartal und an der französisch-belgischen Grenze wurde mit isolierten Kasematten und kleinen Werken, oft ohne Artillerie, nur ein schwacher Ausbau realisiert. Diese Schwachstellen nutzte die Wehrmacht 1940 aus, als sie bei Sedan und Dinant sowie später auch am Oberrhein und im Saartal die Maginot-Linie durchstieß. Dort, wo sie stark ausgebaut war, konnte die Maginot-Linie ihrem aus der Verdun-Schlacht übernommenen Wahlspruch „On ne passe pas!“ (Sie werden nicht durchkommen!) selbst bei stärkstem Beschuss gerecht werden.



Artillerieblock des Werkes Hackenberg der Maginot-Linie. In einem solchen Block waren drei 75-mm-Kanonen eingebaut, die die Räume zwischen den großen Werken decken sollten.

Belgien

Belgien hatte zwischen 1888 und 1892 um Lüttich und Namur die modernsten Forts der Epoche, erstmals aus Beton mit stählernen Geschütztürmen, gebaut, jedoch bis 1914 nicht modernisiert. Daher konnten die Anlagen dem schwersten deutschen Beschuss nicht lange standhalten. Nach dem Ersten Weltkrieg kombinierte Belgien das deutsche Prinzip der weit auseinandergezogenen Festen mit der traditionellen belgischen Bauweise des Forts, das rundum verteidigungsfähig war. Vor Lüttich gab es 1940 bis zu fünf Verteidigungslinien aus Forts und Bunkern, südlich von Maastricht gab es jedoch aus geographischen Gründen nur eine belgische Linie am Albertkanal, einem belgischen Schifffahrtskanal um die niederländische Stadt Maastricht. Diese Schwachstelle nutzte die deutsche Luftwaffe aus, indem sie zwei wichtige Brücken über den Albertkanal und das diese Brücken beherrschende belgische Fort Eben-Emael am 10. Mai 1940 als erste Kampfhandlung im Westen mit Lastenseglern überraschend aus der Luft angriff. Damit hatte die Luftwaffe den deutschen Panzerverbänden den Weg nach Belgien geöffnet.



*Zwei Artillerieblöcke des belgischen Forts Eben-Emael.
In der Kuppel im Vordergrund sind zwei 12-cm-Geschütze von 17,5 km Reichweite eingebaut,
in der Kasematte im Hintergrund drei 75-mm-Geschütze.*

Ergebnisse des Festungsvergleichs

Bei näherer Betrachtung der Festungen in den drei Ländern vor dem Zweiten Weltkrieg fällt auf, dass französische und belgische Soldaten aus ihren Festungsanlagen heraus kämpfen sollten, die deutschen Truppen hingegen überwiegend aus den Schützengräben neben ihren Unterständen. Auch waren französische und belgische Festungssoldaten Spezialisten für ihre technisch komplizierten Festungswaffen, die, ebenso wie die sie bedienenden Soldaten, oft außerhalb der Festungswerke nicht einsetzbar waren. Die Bunker des Westwalls hingegen wurden überwiegend

von normalen Feldtruppen besetzt, die ihre Waffen mitbrachten und auch wieder mitnahmen. Spezielle Festungswaffen waren die Ausnahme. Die „Bedienungsanleitung“ für den Bunker war in der Regel mit Schablonen an die Bunkerwände geschrieben worden, nur bei großen Anlagen gab es einige Spezialisten. Durch diesen Vergleich wird deutlich, dass im Gegensatz zu den französischen und belgischen Befestigungen die deutschen 1939/40 die Verteidigungsstellungen einer Angriffsarmee waren. Und dass sie 1944/45 praktisch durch jede Truppe der Wehrmacht zur Verteidigung genutzt werden konnten.

Der Bau des Westwalls bis zum 1. Oktober 1938

Das Pionierprogramm

Nach der Remilitarisierung des Rheinlandes wurden in der Region die Erkundungen fortgesetzt, erste Befestigungen errichtet und die Festungspionierorganisation im Westen weiter aufgebaut. Eine erste Struktur entstand bis 1937. Der Behörde mit dem Namen „Inspektion der Westbefestigungen“ in Wiesbaden unterstanden „Festungsinspektionen“ in Kaiserslautern, Aschaffenburg, Pforzheim und Trier, denen wiederum eine Vielzahl von „Festungspionierstäben“ zugeordnet war. Die Truppen der Festungspioniere bauten die von den Stäben geplanten Anlagen, wobei die eigentliche Bauaufgabe von zivilen Baufirmen übernommen wurde, die Festungspioniere waren die Bauherren. Der ursprünglich zu befestigende Bereich von Basel bis Irrel in der Eifel wurde planerisch schrittweise bis nördlich von Aachen ausgeweitet, um eine nördliche Umgehung der Befestigungen durch die neutralen Staaten Belgien und Niederlande auszuschließen. Im Jahr 1937 bauten die Festungspioniere im heute sog. Pionierprogramm ca. 500 Anlagen zwischen Irrel und Basel, wobei gerade die für den Festungsausbau vorgesehenen, militärisch besonders gefährdeten Stellen am wenigsten ausgebaut wurden. Dies war darauf zurückzuführen, dass die Anlagen dort den längsten Planungsvorlauf erforderten und in ihrem Bau aufwändig waren.

Das Jahr 1938 begann mit einer 60 %-igen Kürzung der Stahlzuweisungen für den Festungsbau. Zusammen mit dem Einmarsch in Österreich, der am 11. März 1938 begann, genehmigte Adolf Hitler am 9. März 1938 auch den Ausbau der Befestigungen nördlich von Irrel, was zum Aufbau einer weiteren Festungsinspektion in Köln führte. Im Frühjahr 1938 war somit eine Festungslinie von Aachen bis Basel in Planung und Bau, die wegen des Mangels an Stahl, Geld und Baukapazität erst 1952 hätte fertig werden können. Für sie waren zwar viele Betonbauten vorgesehen, aus denen heraus jedoch überwiegend nur einzelne Maschinengewehre

zum Einsatz kommen konnten. Dem erheblichen technischen Aufwand für die von den Festungspionieren konzipierten gasicheren Stände mit Panzerung für die Waffen stand also eine Waffe gegenüber, die nur Gewehrmunition verschoss, deren Wirkungsbereich durch die Panzerung zusätzlich beschränkt wurde und die zudem gegen feindliche Panzerfahrzeuge wirkungslos war. Diese Planungen wurden im Mai 1938 grundlegend verändert.

Hitlers Eingriff

Hitler unternahm im Mai 1938 eine Besichtigungsreise zum stark ausgebauten Oder-Warthe-Bogen im Osten. Vor Ort erkannte er das Missverhältnis zwischen Bauaufwand und Waffenwirkung. Eine weitere Besichtigung führte Hermann Göring in Hitlers Auftrag entlang der Westbefestigung durch, wo dieser die Lückenhaftigkeit des bisherigen Ausbaus und die fortdauernde Tendenz zu Großbauten erkannte. Hitler legte seine abweichenden Vorstellungen über den Bau von Befestigungen in einer persönlichen Denkschrift am 1. Juli 1938 dar. Darin forderte er eine größere Anzahl kleinerer und stärkerer Bauten in Form von Unterständen, die die Soldaten gegen Artilleriebeschuss schützen sollten, damit sie beim darauffolgenden feindlichen Sturmangriff außerhalb des Standes alle ihre Waffen flexibel zur Verteidigung einsetzen konnten. Zeitlich parallel wurde aufgrund von Gerüchten über deutsche Truppenkonzentrationen gegen die Tschechoslowakei am 20. Mai 1938 die tschechoslowakische Armee gegen Deutschland teilmobilisiert, da die Tschechoslowakei Angst vor einem deutschen Überraschungsangriff hatte. Frankreich und Großbritannien waren alarmiert und wiesen, zusammen mit der Sowjetunion, hinsichtlich der Tschechoslowakei auf ihre Beistandspflichten hin. Nachdem am 23. Mai 1938 die Reichsregierung dem tschechoslowakischen Botschafter gegenüber erklärt hatte, dass das Deutsche Reich keine Angriffsabsichten habe, war die akute Krise zwar entschärft, jedoch wurde die Erklärung in der ausländischen Presse

als Zurückweichen des Deutschen Reiches vor internationalem Druck interpretiert, was von Hitler als Demütigung empfunden wurde.

Kriegsvorbereitung gegen die Tschechoslowakei und Limes-Programm

Dies führte dazu, dass Hitler am 28. Mai 1938 den „Fall Grün“, die militärische Weisung für einen Krieg mit der Tschechoslowakei, in der ab 1. Oktober 1938 geltenden Fassung mit der folgenden Einleitung versah: „Es ist mein unabänderlicher Beschluß, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.“ Um den Rücken für den geplanten Krieg frei zu haben, wurde von ihm parallel der beschleunigte Ausbau der Westbefestigung befohlen. Diese sollte am 1. Oktober 1938 in der Lage sein, einem ins Kalkül gezogenen französischen Gegenschlag Stand zu halten, um den Krieg im Osten überhaupt erfolgreich führbar zu machen. Der für den beschleunigten Ausbau benötigte Arbeitskräftebedarf sollte von zwei Organisationen gedeckt werden. Zum einen sollte der Reichsarbeitsdienst (RAD), in dem alle deutschen Männer für sechs Monate dienstpflchtig waren, eingesetzt werden. Der RAD war bis dahin im Infrastrukturausbau (z. B. Wegebau, Urbarmachung), im Ernteeinsatz und in der Katastrophenhilfe tätig gewesen. Zum anderen beauftragte Hitler am 9. Juni 1938 Dr.-Ing. Fritz Todt, den Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, mit der Organisation der Bauarbeiten für die Westbefestigung. Todt, der seine Leitungserfahrung und eine funktionierende Bauorganisation aus dem Autobahnbau mitbrachte, weitete diese auf den Festungsbau aus und installierte die dafür notwendige Zentrale ebenfalls in Wiesbaden. Der unter

Über den Westwallbau in der Eifel im Jahr 1938 schrieb Thomas Lutgen 1986:

„In dieser Zeit fanden auch Arbeitswillige, oft ungelernete, eine sehr gut bezahlte Tätigkeit beim Befestigungsbau. Durch Überstunden und Sonntagsarbeit konnte man bis zu 400 RM im Monat verdienen. Dies war etwa das Fünffache des Verdienstes eines guten Knechts auf einem Bauernhof. Selbst beschränkt arbeitsfähige Personen fanden als Wächter oder Lagerverwalter Anstellung. Wer das Risiko auf sich nahm, kaufte sich sogar einen alten LKW und fuhr damit für den Reichskraftfahrzeug-Betriebsverband und konnte damit Einnahmen von 600–1 000 RM pro Woche erzielen. Dies ging natürlich nur, wenn man das Mindestgewicht der Ladung unterschritt und dadurch schneller fahren konnte; somit konnten mehr Kilometer abgerechnet werden.“

Einkommen bestimmter Berufe in der Eifel 1937

Beruf	Lohn pro Woche
Knecht	15–20 RM (inkl. Kost+Logis)
Tagelöhner	16–18 RM
Handwerker	ca. 50 RM
Arbeiter am Westwall	ca. 100 RM
LKW-Fahrer am Westwall	600–1 000 RM
Arbeitszeit wöchentlich ca. 60 Stunden.“	

(Lutgen, Thomas: Die Folgen des Westwallbaus und seine Auswirkungen in der Eifel. Zitiert aus: Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes. Heft 1/94, Seite 16)

seiner Leitung stehende Teil der Bauorganisation für die Westbefestigung wurde nach ihm „Organisation Todt“ oder kurz „OT“ genannt. Um den Kräftebedarf u. a. für die OT und beteiligte Baufirmen sicherzustellen, erließ Hermann Göring am 22. Juni 1938 die „Verordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung“,

durch die jeder Deutsche auf einen ihm zugewiesenen Arbeitsplatz dienstverpflichtet werden konnte. In diesem Zusammenhang zu sehen ist die heute so genannte Aktion Arbeitsscheu, bei der im April, Mai und Juni 1938 mehr als 10 000 Männer in Konzentrationslager eingewiesen wurden. Mögliche Gründe für eine Einweisung waren beispielsweise die zweimalige Ablehnung oder die Aufgabe einer zumutbaren Arbeit. Die Häftlinge wurden in den Konzentrationslagern u. a. für die Baustoffproduktion der SS eingesetzt.

Innerhalb von vier Monaten sollten mit dem von Hitler geforderten sogenannten Limes-Programm 10 000 Unterstände und ca. 1 800 MG-Schartenstände gebaut werden. Dies entsprach Hitlers Vorstellungen aus seiner Denkschrift und erforderte neben vielen zusätzlichen Arbeitskräften auch große Mengen von Baumaterialien wie Zement, Zuschlagstoffe und Holz, insbesondere aber Stahl. In der Folge kam reichsweit die zivile Bautätigkeit praktisch zum Erliegen, beim Stahl gelang es jedoch wegen des durch die Industrie aus wirtschaftlichen Gründen bis 1937 verzögerten Ausbaus der Stahlindustrie nicht, die notwendigen Mengen bereitzustellen, so dass viele MG-Schartenstände ohne Schartenplatte ausgeführt werden mussten. Die Transportvolumina von Material und Menschen beanspruchten das Transportsystem bis an seine Grenzen, und zwar sowohl die Eisenbahn mit ihren Transport- und Lade-/Endladekapazitäten als auch die Lastkraftwagen für den Materialtransport zu den einzelnen Baustellen. Für den Transport der Arbeiter zwischen ihren Unterkünften und den Baustellen musste beispielsweise ein Großteil der reichsweit verfügbaren Postomnibusse zusammengezogen werden.

Ein damals 32-jähriger Landwirt aus Pintesfeld berichtete zum LKW-Einsatz am Westwall:

„Jeder, der einen LKW besaß, war am Schluß verpflichtet, ihn auch zu fahren. Anfangs jedoch waren die Fahrten freiwillig und zu dieser Zeit wurden viele neue Fuhrunternehmen gegründet, da gut bezahlt wurde. Es wurde nach gefahrenen Kilometern bezahlt. Manchmal wurden LKWs aufgebockt und der Motor laufengelassen, so daß der Kilometerstand stieg. Eisen wurde ab und zu schwarz verkauft von den Lastwagenfahrern. Große Bahnhöfe waren Arzfeld, Pronsfeld, Üttfeld, Waxweiler und Neuerburg.“

Ein damals 17-jähriger Steinbrucharbeiter aus Gondelsheim berichtete:

„Mein älterer Bruder besaß einen LKW, mit dem er morgens Milch fuhr. Danach brachte er mit dem LKW Sand und Steine zum Westwall. Ich selbst fuhr nur nachts mit dem Wagen, da ich erst 17 Jahre alt war und daher noch keinen Führerschein hatte. Ich war froh, gutes Geld verdienen zu können. Später transportierte ich Steine aus dem Gondelsheimer Steinbruch zu den Westwallbunkern. Die Bezahlung der Fahrten erfolgte auf Lieferscheine. Überall in der Gegend gab es Verladebahnhöfe, auch in Gondelsheim. Dort kamen die Waggons an, die Baustoffe wurden auf Lastwagen umgeladen und anschließend zu den Baustellen gefahren. Die LKW-Fahrer fuhren wie die Wilden, um etwas auf die Papiere zu bekommen. Die Wagen wurden nicht kontrolliert, ob sie zu schwer waren. Daher machten manche Fahrer die Waggons mit einem mal leer, um mehr Geld zu bekommen. Andere haben ihren LKW aufgebockt, um möglichst viele Kilometer auf dem Fahrtenschreiber zu haben. Eine andere Möglichkeit, viele Fahrten zu bekommen, war, das Baumaterial schubkarrenweise im LKW zu transportieren. Aber das alles funktionierte nur, wenn man mit seinem Chef gut auskam, denn dieser gab die Lieferscheine aus. Falls das Verhältnis zum Vorgesetzten nicht so gut war, wurde dieser bestochen.“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)

Die folgenden Aussagen wurden 1986 von Zeitzeugen erhoben, die den Westwallbau als Einwohner in der Eifel miterlebt hatten.

Zum Arbeitsverhalten:

„Es wurde ordentlich geschafft, so wie heute auch.“ „Man arbeitete gerne, weil man gut bezahlt wurde.“ „Manche Arbeiter hätten lieber nichts getan. Aber viele waren froh, daß sie überhaupt Arbeit hatten.“

Zu den Westwallarbeitern:

„Freche Städter.“ „Die Eltern fürchteten um die Entwicklung ihrer Kinder.“ „Überfremdung.“ „Die in der Eifel traditionelle Unterordnung hätte gefährdet werden können.“ „Die Bevölkerung hat die Situation widerstrebend hingenommen, denn dies alles war ja ein Einbruch in den gewohnten Lebensstil.“ „Mooshausindianer.“ „Die Städter stellten zu hohe Ansprüche.“

Zur Möglichkeit des Krieges:

„Man hat an Krieg gedacht, aber nicht geglaubt, daß alles so schnell gehen würde.“ „Die Bevölkerung war unzufrieden, hatte Angst vor dem Krieg.“ „Trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges, den die Region erfuhr, blieb die Bevölkerung dem gesamten Vorhaben gegenüber skeptisch eingestellt.“ „Natürlich wußten die Bauern, daß die Bunker nicht gebaut wurden, um als *Knollenkeller* zu dienen, sondern zu Kriegszwecken.“ „Die Weltkriegszeit lebte plötzlich wieder auf.“

(Braus, Maria: Der Westwallbau im Altkreis Prüm – Ergebnisse einer Befragung. In: Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes. Heft 1/94, Seite 24–28)

Massenmobilisierung von Menschen und Material

Für die überwiegend ländlichen Grenzgebiete mit einer bodenständigen, bäuerlichen Bevölkerung brachte der Westwallbau insbesondere ab Juni 1938 einen starken Eingriff in das gewohnte Leben. Zwar konnten bereits mit dem „Gesetz über die Sicherung der Reichsgrenzen und über Vergeltungsmaßnahmen“ vom 9. März 1937 alle notwendigen Maßnahmen für den Bau von Befestigungen, also auch Enteignungen und Beschlagnahmungen, getroffen werden. Der langsame Baufortschritt hatte dies jedoch

Eine damals 18-jährige Frau aus Roth arbeitete in Wirtschaft und Haushalt und berichtete über die Unterkünfte der Westwallarbeiter:

„Auf Knaufspech war ein Lager, in dem Einheimische kochten. Aber auch in den Dörfern waren viele untergebracht. Alle Leute versuchten, Zimmer für die Arbeiter freizuräumen.“

Ein damals 18-jähriger Landwirt aus Schönfeld berichtete über die Unterkünfte:

„Bei uns waren 2 Personen einquartiert, einfache Arbeiter, die das Leben im Lager nicht ertragen hatten. Die ‚Reicheren‘ suchten sich private Unterkünfte. Die Mutter erhielt 2 RM pro Tag für Essen und Unterkunft. Im Lager mußte das Essen auch bezahlt werden. Die Unterbringung in Wirtshausssälen wurde wieder aufgegeben, da dort zu viel Unruhe entstand.“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)

begrenzt und die Anwesenheit der zusätzlich herangezogenen Bauarbeiter nicht zum Problem werden lassen. Nun kamen allerdings innerhalb kürzester Zeit bis zu 350 000 dienstverpflichtete Arbeitskräfte zum Einsatz, die untergebracht, versorgt und transportiert werden mussten. Dazu wurden Barackenlager insbesondere für RAD und OT gebaut, aber auch Hotels, Gaststätten, Säle, Schulen und Turnhallen beschlagnahmt sowie Privatquartiere in großem Umfang belegt. Beide Seiten wurden mit einer für sie fremden Welt konfrontiert. Die Arbeiter, zum erheblichen Teil aus größeren Städten kommend, wurden mit dem kärglichen Leben der durch Realteilung, der Aufteilung des Erbes unter allen Kindern, über Generationen entstandenen kleinen Landwirtschaften konfrontiert, die in der rauen Landschaft kaum genug zum Leben abwarfen. Fernab der gewohnten städtischen Infrastruktur lernten sie in abgelegenen, kleinen Dörfern Menschen mit einer einfachen Lebensweise kennen, die zum selben Deutschen Reich gehörten wie sie, ihnen aber bisher noch nie begegnet und ihnen daher

Ein damals 17-jähriger Steinbrucharbeiter aus Gondelsheim berichtete über die fremden Arbeiter:

„Die Arbeiter beim Westwallbau waren größtenteils ‚Ausländer‘, d. h. sie kamen aus dem Ruhrgebiet.“

Ein damals 26-jähriger Soldat aus Lünebach erklärte über die Arbeiter:

„Sie kamen aus großen Städten aus ganz Deutschland, aus Hamburg, Bremen, Köln, Hanau, Osnabrück, ... Von der einheimischen Bevölkerung wurden sie ‚Fremdarbeiter‘ genannt.“

Ein Landwirtschaftsgehilfe aus Schönecken, damals 24 Jahre und Soldat, charakterisierte die Arbeiter:

„Der größte Teil der Arbeiter kam freiwillig, der andere Teil kam aus Fabriken, von Arbeitgebern abgestellt, Drückeberger, die man nicht brauchen konnte.“

Ein damals 12-jähriger Schüler aus Prüm schilderte folgende Episode:

„Die Polizei hatte schon ihr Pensum zu erledigen, um einigermaßen Ordnung zu halten. Denn es herrschte doch oft Wild-West-Stimmung, wurde auch oft getrunken, wie das bei so Ansammlungen vielfach der Fall ist, es waren ja auch nicht die ‚Besten‘, die das Großdeutsche Reich uns nach hier geschickt hat. Diese Tatsache hat ein Prümer einmal bei irgend einer Gelegenheit zu folgendem Ausspruch bewegt: ‚Wenn ihr die ‚Besten‘ seid, die nach hier gekommen sind, dann möchte ich mal gern die ‚Schlechtesten‘ sehen‘. Dafür hat er dann gehörig Prügel bezogen.“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)

fremd waren. Umgekehrt hatten es die örtlichen Einwohner mit einer großen Zahl von Männern zu tun, die ein anderes Verhalten an den Tag legten und ihre Lebensweise nicht verstanden und als zurückgeblieben ansahen. Auch wurde das Geschlechterverhältnis drastisch verschoben, was zu Rivalitäten und, insbesondere unter Alkoholeinfluss, zu Gewalttätigkeiten führte. Dies geschah

Ein Landwirtschaftsgehilfe aus Schönecken, damals 24 Jahre und Soldat, beschreibt den Einsatz der Polizei beim Westwallbau:

„Die Gemeindepolizei war völlig ausgeschaltet. Dafür wurde die Geheime Staatspolizei (Gestapo) und ganze Schutzpolizeieinheiten, teils zur Ordnung, teils zur Spionageabwehr und aus politischen Gründen eingesetzt. Es gab verhältnismäßig wenig Straftaten (Schlägereien, Diebstähle, Vergewaltigungen). Die Bevölkerung hatte keinen Kontakt mit der Gestapo. Man ließ die Bevölkerung in Ruhe, sofern niemand gegen politische Prinzipien verstieß. Es ereigneten sich verhältnismäßig wenig Unfälle, für Ordnung sorgte das NSKK (Nationalsozialistische Kraftfahrerkorps) und die neu gegründete Straßenverkehrspolizei. Fremde Polizei schnüffelte in Zivil und in Uniform in den Lagern, aber auch innerhalb der Bevölkerung herum. Sie schützte allerdings auch die Bevölkerung vor Übergriffen. Versteckt und heimlich wurde die Möglichkeit eines baldigen Krieges diskutiert und die dafür Verantwortlichen scharf kritisiert. Allerdings wachten Partei, Gestapo und sonstige Staatsinstanzen über die eingeleiteten Maßnahmen und verhinderten jede Gefährdung. Politische Straftäter verschwanden spurlos.“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)

besonders vor dem Hintergrund, dass viele Arbeiter gegen ihren Willen dort waren und damit ein entsprechendes Aggressionspotential hatten. Zur Überwachung der Arbeitskräfte und Bewachung der Anlagen wurden daher umfangreiche Kräfte von Polizei, Staatspolizei und SS an den Westwall verlegt.

Natürlich gab es auch Menschen, für die der Westwallbau eine Chance war. Wer beispielsweise einen Saal zu vermieten hatte, eine Gastwirtschaft betrieb oder Transporte mit einem Lastkraftwagen oder Pferdefuhrwerk durchführen konnte, dem boten sich gute Verdienstmöglichkeiten. Wer jedoch das Pech hatte, dass sein Grund und Boden für den Westwallbau beschlagnahmt wurde oder sein Haus zur Freimachung des Schussfeldes abgerissen wurde, der konnte leicht seine Existenzgrundlage verlieren.

Über die Folgen des Westwallbaus in der Eifel im Jahr 1938 schrieb Thomas Lutgen 1986:

„Auch traten Schäden beim Vieh auf, daß sich an den oft ungeschützten Drahthindernissen oder liegengelassenen Drahtresten Verletzungen zuzog. Zu all diesen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten kam noch, daß viele Landwirte keine Hilfskräfte mehr bekommen konnten. Selbst fast schon zur Familie gehörende Knechte liefen den Bauern davon, denn die großen Bauunternehmer zahlten Löhne für ungelernte Arbeiter, die ein kleiner Bauer nie hätte zahlen können. So ging die Feldbestellung in den Jahren des Westwallbaus nur mühselig und unzureichend voran, denn auch die Fuhrwerke, die man sich wegen des hohen Einstandspreises nicht kaufen konnte, sondern lieh, verteuerten sich um das zwei- bis dreifache. Denn ebenso wie mit einem LKW konnte man auch mit einem Fuhrwerk am Westwall verdienen. So kam es denn auch, daß viele Bauernsöhne die Gelegenheit nutzten und sich einen alten, gebrauchten Transporter anschafften, um damit die Verluste in der Landwirtschaft auszugleichen oder gar ihren Gewinn zu vergrößern, um damit größere Anschaffungen endlich realisieren zu können. Diese Möglichkeit des Nebenverdienstes kam jedoch nur für technisch Begabte in Frage, denn es gab nur gebrauchte und damit reparaturanfällige Lastkraftwagen auf dem Markt, denn die Neuwagen wurden vom RKB [= Reichskraftwagen-Betriebsverband; Anm. d. Verf.] sofort requiriert und für den Westwallbau eingesetzt.“

Solche anfallenden Reparaturen erforderten jedoch den Einfallsreichtum des Besitzers, denn Ersatzteile waren entweder unerschwinglich oder nicht zu haben.“

(Lutgen, Thomas: Die Folgen des Westwallbaus und seine Auswirkungen in der Eifel. Zitiert aus Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes. Heft 1/94, Seite 18)

350 000 Arbeiter in Massenunterkünften fern ihrer Heimat mussten versorgt und betreut werden, angefangen von der Verpflegung über Betten und Sanitäreinrichtungen bis hin zur Sanitätsversorgung und Kulturbetreuung. Hier sah die NSDAP und insbesondere die Deutsche Arbeitsfront (DAF), die „Zwangsgewerkschaft“ der Nationalsozialisten, ihre Aufgabe. Aber auch das Deutsche Rote Kreuz, von den NS-Organisationen bis dahin aus



Ganz oben. „Feierabendidylle“ beim Reichsarbeitsdienst.

Oben. Exerzieren mit dem Spaten. Wachablösung beim RAD.

der Wohlfahrtspflege herausgedrängt, durfte nun bei der Betreuung der Westwallarbeiter stillschweigend wieder tätig werden. Den Versuchen, mit Radiogeräten, Kinowagen und mobilen Theateraufführungen die wenige Freizeit der Arbeiter etwas bunter zu gestalten, stand die verpflichtende, harte, oft ungewohnte Arbeit mit langen, ermüdenden Arbeitstagen, die Trennung von Familie und heimatlicher Umgebung und die fehlende Privatheit der



Anstrengende Arbeit des RAD beim Westwallbau.

Massenunterkünfte entgegen. Konflikte untereinander, mit Vorgesetzten und mit der Bevölkerung blieben nicht aus und konnten durch „Sicherungsstäbe“ in Abstimmung mit der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) mit bis zu 21 Tagen Polizeihaft bestraft werden.

Ein damals 26-jähriger Soldat aus Lünebach berichtete über die Freizeitgestaltung der Westwallarbeiter:

„Das Verhältnis der Arbeiter untereinander soll nicht besonders gut gewesen sein. Die ländliche Bevölkerung sah in ihnen ‚freche Städter‘, ein Urteil, das durch das Freizeitverhalten der Arbeiter bekräftigt wurde. Die Arbeiter verdienten mehr Geld, als sie in den Lagern ausgeben konnten. So gingen sie am Wochenende in Wirtschaften, tranken teilweise sehr viel und fingen Schlägereien an.“

Ein damals 18-jähriger Landwirt aus Schöfeld berichtete dazu:

„Im Lager Pronsfeld gab es einmal im Monat Filmvorführungen, Konzerte, ‚Variété‘ (auch des kölschen Hänneschen-Theaters).“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)



Oben. Baustellenbereich einer Höckerlinie vom Typ A (alte Bauart 1938) im Oktober 1938.



Links. Batterie von Betonmischern zum Bau eines Westwallbunkers in der Feldmark Büchelberg.



Eine fertiggestellte Höckerlinie vom Typ A (alte Bauart 1938).

Hitlers erste Besichtigungsreise am Westwall

Hitler besichtigte den Westwall erstmals vom 27. bis zum 29. August 1938 mit einer Autofahrt zwischen Palenberg nördlich von Aachen und Eimeldingen kurz vor Basel. Auf dieser Reise konnte Hitler den tatsächlichen Bauzustand erkennen, er wurde sogar explizit auf die Probleme beim Fortschritt des Bauprogramms hingewiesen. Er wollte aber die reale Situation, die erkennen ließ, dass der Westwall am 1. Oktober 1938 nicht fertig sein würde, nicht zur Kenntnis nehmen. Propagandistisch war die Reise ein großer Erfolg, da die Menschen in den Grenzregionen, besonders in abgelegenen Gebieten, so oft erstmalig „den Führer sehen konnten“, auch wenn er nur mit seiner Wagenkolonne an ihnen vorbeifuhr.

Offiziell erfuhr die deutsche und internationale Öffentlichkeit und damit auch das deutsche Volk erstmals am 12. September 1938 durch eine Rede Hitlers auf dem Nürnberger Reichsparteitag, über die die Zeitungen berichten durften, vom „gigantischsten Befestigungswerk aller Zeiten“, das im Westen seit zwei Jahren im Bau sei und vor dem Winter 1938 mit seinen 17 000 Bunkern vollkommen fertig sein sollte. Hitler verkündete: „Ich habe diese gewaltigste Anstrengung aller Zeiten gemacht, um dem Frieden zu nützen.“

Beide Aussagen waren Lügen und dienten nur der Propaganda, um das eigene Volk zu beruhigen und das Ausland zu beeindrucken. Denn „wer Bunker baut, greift nicht an“, so die im Ausland vorherrschende Meinung. In Wirklichkeit liefen alle militärischen Planungen auf einen Angriff auf die Tschechoslowakei am 1. Oktober 1938 hinaus, am Westwall sollte bis zum letzten Augenblick gebaut und dann zur Verteidigung übergegangen werden. Den dort eingesetzten Truppen stellte sich allerdings die Frage, womit sie denn ihren Bereich verteidigen sollten, denn sie sollten oft Stellungen halten, die noch gar nicht existierten. Zwar waren bis Ende September 1938 insgesamt 5 886 Bauten begonnen worden, aber erst 2 380 von ihnen waren fertig betonierte und nur 1 255 davon behelfsmäßig

Ein damals 37-jähriger Lehrer erlebte im Herbst 1938 den Westwallbau in Hallschlag:

„Ich war damals Soldat im Grenzschutz in Hallschlag, wo ich mit meinen Kameraden Übungen machen mußte, wozu diese zwei Tage eingezogen wurden. Wir sollten die Bunker besetzen, obwohl diese noch gar nicht fertig waren und nur auf der Karte standen. Ein Hauptmann kam, zeigte uns auf der Karte einen nicht fertigen Bunker und trug uns auf, eine Telefonverbindung mit anderen Bunkern herzustellen. Da das Übernachten in diesen halbfertigen Bunkern nicht möglich war, nahm ich die Soldaten mit in die Schule, wo sie dann lagen.“

(Unveröffentlichte Befragung von Zeitzeugen im September 1986 im Altkreis Prüm, Archiv Maria Braus)

zu verteidigen. Nur 738 Bauten waren bis dahin offiziell ans Heer übergeben worden. Ob mit dieser militärisch besetzten Großbaustelle ein französischer Angriff zur Unterstützung der Tschechoslowakei hätte aufgehalten werden können, bleibt Spekulation, da am 29. September 1938 mit dem Münchener Abkommen zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien, aber ohne Beteiligung der Tschechoslowakei vereinbart wurde, die vorwiegend deutsch besiedelten Gebiete der Tschechoslowakei bis zum 9. Oktober 1938 an das Deutsche Reich zu übergeben. Dazu gehörten auch die nach französischem Vorbild erbauten Grenzbefestigungen der Tschechoslowakei, die von deutschen Fachleuten sofort inspiziert wurden und wertvolle Erkenntnisse über die ähnlich gebaute Maginot-Linie erbrachten. Auch konnten an diesen nicht mehr benötigten Festungsanlagen neue und zum Teil noch geheime Waffen erprobt werden. Nach der Annexion Österreichs war die Tschechoslowakei das nächste Opfer von Hitlers Expansionspolitik, sie verlor mehr als 14 % ihres Staatsgebietes an Deutschland. Großbritannien und Frankreich ließen ihren Verbündeten fallen, da sie vor einem Krieg mit Deutschland zurückschreckten.

Die wirtschaftlichen Folgen des Westwallbaus

Aufrüstung

Volkswirtschaftlich kann der Westwall nicht isoliert betrachtet werden, denn er war Teil eines breiten Aufrüstungsprogramms. Dazu gehörte der vollständige Neuaufbau einer modernen Luftwaffe, zu der nicht nur die Flugzeuge gehörten, die wegen ihres damaligen Charakters als Hochtechnologie sehr teuer waren, sondern auch Flak-Einheiten mit ihren Geschützen und Scheinwerfern sowie ihren teuren elektromechanischen Feuerleitrechnern. Auch gehörte die Infrastruktur dazu, also Fliegerhorste mit Wartungseinrichtungen für die Flugzeuge, Funkanlagen zur Kommunikation mit den Flugzeugen sowie als Navigationshilfe für die Flugzeuge, Kasernenanlagen mit Gebäuden für Menschen und Fahrzeuge. Ein Flugmeldesystem mit ersten Radaranlagen und einem umfangreichen Fernmeldenetz diente zur Warnung vor gegnerischen Angriffen und zur Koordinierung der Abwehr. Die Marine arbeitete an der Umsetzung des sog. Z-Plans zum Bau einer riesigen modernen Flotte, die neben U-Booten bei den Überwasserschiffen auch Schlachtschiffe und Flugzeugträger einschloss und daher erhebliche Stahlmengen zu ihrem Bau benötigte. Das Heer vergrößerte nicht nur den Umfang seiner Truppen und benötigte dafür Waffen aller Art. Es schuf mit der Panzerwaffe auch einen neuen hochmobilen Kern zur Durchführung von Offensiven, für den neben Panzern auch weitere Fahrzeuge aller Art in großem Umfang benötigt wurden, was wiederum einen hohen Stahlbedarf verursachte. Und für all diese Waffen war neben besonders hochwertigem Stahl auch Munition erforderlich, zu deren Produktion das Reich wiederum Stahl und Sprengstoff benötigte. Flugzeuge, Kriegsschiffe, Panzer und Fahrzeuge aller Art benötigten Treibstoffe auf Erdölbasis: alleine die aufgrund des Z-Plans vorgesehene Kriegsmarine hätte nach der Mobilmachung einen höheren Ölverbrauch gehabt als das gesamte Deutsche Reich im Frieden. Da die deutsche Erdölproduktion mangels

größerer Lagerstätten nicht nennenswert zu steigern war, mussten zur Sicherstellung der Versorgung im Kriegsfall auch umfangreiche Industrieanlagen zur Herstellung synthetischer Treibstoffe aus Kohle gebaut werden. Außerdem waren für eine Kriegführung große Mengen Sprengstoff erforderlich, für dessen Produktion wie auch für die Düngemittelherstellung zur Sicherung der Ernährung wiederum Fabriken zur Ammoniaksynthese notwendig waren. Zuletzt war der moderne Bewegungskrieg auf Kautschuk zur Gummierstellung angewiesen, der im Inland nur in Syntheseanlagen der Chemieindustrie hergestellt werden konnte. Diese Maßnahmen zur militärischen und industriellen Aufrüstung und zur Kriegsvorbereitung erforderten alle große Mengen an Stahl, Beton, Arbeitskräften und Geld. Sie standen damit in direkter Konkurrenz zum Bau des Westwalls.

Stahl

Beim Stahl war die Situation besonders schwierig, da Stahl auch ein wichtiges Exportgut war, mit dem Devisen beschafft werden konnten, die das Reich benötigte, um besonders in Schweden hochwertiges Eisenerz kaufen zu können. Die deutsche Stahlindustrie hatte aufgrund der Erfahrungen mit Überkapazitäten nach dem Ersten Weltkrieg kein Interesse, für einen von ihr als kurzfristig eingeschätzten Rüstungsboom langfristig evtl. nicht auslastbare Kapazitäten aufzubauen. Außerdem verhüttete sie lieber hochwertige ausländische Erze als minderwertige deutsche Erze, zum Beispiel aus Lagerstätten um Salzgitter, obwohl diese Lagerstätten den deutschen Stahlfirmen gehörten. Der Widerstand der in einem Kartell organisierten Industriellen wurde im Sommer 1937 gebrochen, als durch Göring angeordnet wurde, in Salzgitter ein großes neues Stahlwerk bei den dortigen Lagerstätten zu bauen, die „Reichswerke AG für Erzbergbau und Eisenhütten, Hermann Göring“. Die Besitzer der Erzlagerstätten wurden gezwungen, ihre Rechte an das Reich zu verkaufen. Dieses neue Werk nahm erst mit Kriegsbeginn die Produktion auf und wirkte sich damit auf den latenten Stahlmangel vor dem Krieg nicht aus. Um aber

den Stahlmangel soweit wie möglich zu vermindern, wurden alle Restriktionen bei der Stahlerzeugung aufgehoben, insbesondere die Begrenzungen beim Import von Eisenerz. Dies geschah auf der Geheimkonferenz mit der Wehrmachtsführung am 5. November 1937, auf der von Hitler die zukünftige Niederwerfung von Österreich und der Tschechoslowakei angekündigt wurde, was durch das sogenannte Hoßbach-Protokoll überliefert ist. Außerdem sollte die heimische Erzproduktion so weit wie möglich gesteigert werden. Diese Maßnahme erhöhte die Stahlproduktion in den Jahren 1938 und 1939 gegenüber 1937 um 14% oder 2,8 Mio. Tonnen/Jahr und schuf damit eine Voraussetzung, um den Westwall im von Hitler Mitte 1938 vorgegebenen Tempo überhaupt bauen zu können.

Beton

Beton, besonders der dafür notwendige Zement sowie andere Baustoffe zum Bau des Westwalls wurden ebenso wie die notwendigen Maschinen, insbesondere Betonmischmaschinen, den übrigen Bauten im Reich entzogen. So kam der Wohnungsbau, der die im Reich vorhandene Wohnungsnot lindern sollte, praktisch zum Erliegen. Auch der Kasernenbau kam mit dem Tempo beim Aufbau der Wehrmacht nicht mehr mit, so dass 1939 etliche Soldaten in Zelten schlafen mussten. Selbst Prestigebauten der Partei litten unter dem Westwallbau, der neben Stahl sehr große Mengen Beton erforderte.

Arbeitskräfte

Bei der Machtübernahme durch Hitler am 30. Januar 1933 gab es im Deutschen Reich 6 Mio. Arbeitslose. Als der Westwall ab 1938 massiv ausgebaut werden sollte, herrschte im Reich praktisch Vollbeschäftigung. Der Grund war die umfassende Aufrüstung aller Waffengattungen, die dem Arbeitsprozess Männer entzog, die Soldaten wurden, aber auch die materielle Rüstung, die Arbeiter in der Produktion von Waffen und Munition sowie Maschinen für die Waffen- und Munitionsproduktion

beschäftigte. So hatte die deutsche Flugzeugindustrie im Januar 1933 knapp 4 000 Beschäftigte, im Frühjahr 1938 hingegen arbeiteten in der Flugzeug- und Flugmotorenindustrie insgesamt 238 000 Menschen, und dort fast ausschließlich für die Rüstung. Wollte man diese Rüstung nicht gefährden, so konnten Arbeiter nur zu Lasten ziviler Projekte und der Konsumgüterindustrie für ein weiteres großes Rüstungsprojekt wie den Westwall bereitgestellt werden. Dies geschah mit der „Verordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung“, die die menschliche Arbeitskraft ebenso wie bereits vorher die Importe zur Versorgung der Menschen zur Verfügungsmasse des Regimes machte. Wie, wo und was der „Volksgenosse“ zu arbeiten hatte, wurde ebenso wie der ihm zugestandene Konsum vom NS-Staat im Interesse der Aufrüstung und damit der noch geheimen Kriegspläne Hitlers festgelegt.

Geld

Während der NS-Staat das Arbeitskräfteproblem per Verordnung lösen konnte und so Arbeiter gezwungen wurden, am Westwall zu arbeiten, war dies bei den Finanzen nicht so einfach möglich, da die Stabilität der Reichsfinanzen nicht nur innenpolitische Bedeutung wegen einer möglichen und nach den Erfahrungen der Weimarer Republik politisch gefürchteten Inflation hatte. Sie war auch von großer außenpolitischer Bedeutung, da von ihr der internationale Handel abhing. Sollte das Ausland das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit des Reiches verlieren, so würde dies erhebliche Auswirkungen auf die Versorgung mit auch für die Rüstung wichtigen Importgütern haben. Während 1933 der Import durch die sich langsam erholende Wirtschaft gestiegen war, sank ab 1934 der Export, unter anderem wegen Boykottaufrufen gegen deutsche Waren im Ausland wegen der Verfolgung und Drangsalierung der Juden durch das NS-Regime. Dies führte zu einem dramatischen Absinken der Devisenreserven des Reiches, was den gesamten Außenhandel und damit auch den

Import von Rohstoffen für die Rüstung bedrohte. Nur durch rigide Importkontrollen, die stark zu Lasten des Konsums der Bevölkerung gingen, gelang es, durch Einsparung von Devisen den Import von rüstungsrelevanten Rohstoffen zu sichern. Eine weitere Quelle von Devisen durch Abschöpfung waren die sog. Devisenstellen, die dem Reichsfinanzministerium unterstanden. Sie konfiszierten Vermögen von emigrierten und geflüchteten Deutschen und erfassten das Vermögen von Juden in Deutschland, um dieses bei deren Emigration zu einem hohen Anteil für das Reich zu beanspruchen und bei den im Reich bleibenden Juden das Vermögen in die Verfügungsgewalt des Reiches zu überführen. Es handelte sich hierbei um den vom NS-Staat vollzogenen „Legalisierten Raub“ des jüdischen Eigentums. Devisen, Gold und ähnliche Werte wurden für den Import verwendet, Reichsmark wurde für die inländische Finanzierung der Aufrüstung genutzt.

Eine weitere Methode der Rüstungsfinanzierung waren die sog. MeFo-Wechsel. Über die Metallurgische Forschungsgesellschaft mbH (MeFo GmbH), eine von den vier Rüstungsunternehmen Siemens, Gutehoffnungshütte, Krupp und Rheinmetall gegründete Tarnfirma, wurden Rüstungsgeschäfte mit Wechseln bezahlt, die wie Zahlungsmittel verwendet werden konnten, nicht im Reichshaushalt auftauchten und in den Büchern von Banken als Handelswechsel geführt wurden, wodurch sie keinen Verdacht im Ausland erregten. In Wirklichkeit handelte es sich um eine verdeckte Kreditfinanzierung. Eine weitere verdeckte Form der Rüstungsfinanzierung erfolgte durch den erzwungenen bankinternen Kauf von Schuldtiteln des Reiches mit den Sparguthaben der Volksgenossen bei Banken, Sparkassen und Bausparkassen sowie den erheblichen Rücklagen der Rentenversicherungs- und der Lebensversicherungsanstalten, wodurch auch diese Mittel der Rüstungsfinanzierung zur Verfügung standen. Und mit dem „Anschluss“ Österreichs standen die dortigen Goldreserven, Devisen und Finanzmittel ebenfalls zur Finanzierung der Aufrüstung zur Verfügung.

Fazit

Zusammenfassend ist festzustellen, dass der Westwall als Teil der gesamten Rüstung des Dritten Reiches zum Zwecke der Kriegsvorbereitung die industriellen Möglichkeiten des Reiches bis an die Grenzen, oft unter Hintanstellung der Konsumbedürfnisse, einspannte, die Bürgerinnen und Bürger als Arbeitskräfte rücksichtslos ausbeutete und dies auch noch mit dem Vermögen der deutschen Bevölkerung bezahlte, sei es nun direkt im Falle des jüdischen Vermögens oder verdeckt mit den Ersparnissen und Rücklagen der Volksgenossen sowie zusätzlich mit einer verdeckten Staatsverschuldung mittels MeFo-Wechseln. Die „Rendite“ dieser Investitionen konnte nur in der Beute von Kriegen bestehen. Einen verdeckten Vorgeschmack bekamen die Österreicher nach dem Anschluss ihres Landes, der dem Reich dringend benötigte Finanzmittel brachte und damit auch eine wirtschaftliche Seite hatte.

Das Ende der Beschwichtigungspolitik

Die politische Situation nach dem Ersten Weltkrieg

Frankreich und Großbritannien hatten im Ersten Weltkrieg Millionen von Opfern zu beklagen, der Krieg hatte vier Jahre lang große Teile des Nordostens Frankreichs verwüstet, London war zusammen mit einigen britischen Hafenstädten bombardiert worden. Mit der teilweise 1914 gezeigten Kriegsbegeisterung war es nach diesen Erfahrungen vorbei. Frankreich baute daher die Maginot-Linie, um einen weiteren möglichen Krieg vom Land fern zu halten. Großbritannien war mit zunehmenden Unruhen in seinen afrikanischen und asiatischen Kolonien sowie den Mandatsgebieten im Nahen Osten konfrontiert, die es im Auftrag des Völkerbundes verwaltete. Außerdem hatte der Krieg auch bei den Siegnationen hohe Schulden hinterlassen, die zu wirtschaftlichen Problemen führten. In Frankreich kam der umfangreiche Wiederaufbau in den kriegszerstörten Gebieten hinzu. Die Erwartung, die Kriegs- und Kriegsfolgekosten den Verlierern

durch Reparationsleistungen aufbürden zu können, erwies sich als unrealistisch. Die Kosten waren so hoch, dass die deutsche Volkswirtschaft sie nicht tragen konnte, ohne selbst zusammenzubrechen und damit den Zusammenbruch des politischen Systems auszulösen. Und Österreich-Ungarn war als Staat zerfallen. Ein Teil der daraus entstandenen Staaten war nun zu Verbündeten für Frankreich und Großbritannien geworden, von denen diese schlecht Reparationen fordern konnten.

Als 1920 die USA den Versailler Vertrag nicht ratifizierten und zu ihrer Politik der Isolation zurückkehrten, suchte Frankreich nach neuen Bündnispartnern. Die sog. kleine Entente, ein Bündnis der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und Rumäniens, wurde von Frankreich als Gegengewicht gegen Deutschland im Osten unterstützt. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Festungslinien in der Tschechoslowakei, die mit Unterstützung französischer Berater nach dem Konzept der Maginot-Linie ab 1933 gebaut wurden.

Frankreich und Großbritannien hatten auf dem Kontinent unterschiedliche Interessen. Während Frankreich eine Wiedererstarkung Deutschlands verhindern wollte, war Großbritannien an einem Gleichgewicht interessiert, was seiner traditionellen Politik entsprach und durch den Kommunismus in der Sowjetunion mit seinem weltrevolutionären Anspruch, auch gegenüber Deutschland, noch wichtiger wurde.

Politisch war Frankreich instabil, zwischen 1929 und 1940 hatte es 31 Regierungen. Die traditionellen Gegensätze zwischen dem klerikal-monarchistischen und dem säkular-republikanischen Lager setzten sich als Rechts-Links-Gegensatz fort. Durch die Weltwirtschaftskrise wurde auch Frankreich politisch destabilisiert. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 übte Frankreich zuerst Zurückhaltung in der Außenpolitik gegenüber der NS-Regierung in Berlin und versuchte, ein stabiles Bündnisystem gegen Deutschland aufzubauen, scheiterte jedoch an den divergierenden Interessen der anderen europäischen Staaten. Durch das deutsch-englische Flottenabkommen 1935 und den italienischen Krieg gegen Abessinien ab 1935 entfernten

sich die früheren Alliierten immer mehr voneinander. Frankreich beschloss 1935 als Reaktion auf die wachsende Bedrohung durch das Reich die Verlängerung der Wehrpflicht auf zwei Jahre. 1936 kam die Volksfront aus Sozialisten und Kommunisten nach den Wahlen im Mai an die Macht. Mitten in diesem Wahlkampf, am 7. März 1936, ließ Hitler das entmilitarisierte Rheinland besetzen. Da Frankreich den deutschen Rüstungsstand stärker einschätzte, als er tatsächlich war, und weder von Italien noch von Großbritannien Unterstützung bekam, unterblieb eine militärische Reaktion. Dies bestärkte Hitler in seinem Risikokurs, nachdem bei der Rheinlandbesetzung seine Befürchtung, dass sich die schwachen deutschen Truppen bei einer Intervention Frankreichs mit Schimpf und Schande zurückziehen müssten, nicht eingetreten war.

Der Spanische Bürgerkrieg

Mit Beginn des Spanischen Bürgerkrieges am 17. Juli 1936 begann für Frankreich eine innenpolitische Zerreißprobe. Anfangs unterstützte Frankreich die rechtmäßige republikanische Regierung gegen den Putsch des Generals Francisco Franco. Da die Sowjetunion dies allerdings auch tat, sah sich die Volksfrontregierung in Frankreich dem Vorwurf ausgesetzt, den Kommunismus zu unterstützen. Nach einem Besuch des französischen Premierministers Blum in London schwenkte dieser um und schloss einen Nichteinmischungspakt nicht nur mit Großbritannien, sondern auch mit Deutschland und Italien, obwohl diese Franco unterstützten. Dies führte zur Distanzierung der französischen Kommunisten von der Volksfront. Während die deutsche Marine im Rahmen dieses Paktes Waffenlieferungen nach Spanien verhindern sollte und dafür auch offiziell Schiffe entsandte, schickte das Heer heimlich Panzer- und Panzerabwehrverbände und die Luftwaffe Transport-, Bomben-, Schlacht- und Jagdflugzeuge sowie Flak-Artillerie im Rahmen der sog. Legion Condor. Die deutschen Verbände bildeten nicht nur die Truppen Francos im Gebrauch dieser Waffen aus, sie erprobten hier auch ihre neuesten Waffen und Einsatzverfahren im

Kriegseinsatz und sammelten dabei wertvolle Erfahrungen für spätere eigene Feldzüge.

Der drohende Krieg mit Deutschland

Spätestens mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich am 10. März 1938 wurde der französischen Regierung klar, dass sie mit einem Krieg gegen Deutschland rechnen musste. Ihre Bündnispolitik, insbesondere die Unterstützungszusage für die Tschechoslowakei, war jedoch nicht auf die französische Militärdoktrin abgestimmt. Mit der Maginot-Linie konnte Frankreich den Tschechen nicht zu Hilfe kommen, aufgrund der hohen Kosten für seine Verteidigungsanlagen war die Entwicklung und Produktion moderner Panzer und Flugzeuge vernachlässigt worden. Die daraus resultierende Notwendigkeit zur weiteren Aufrüstung ging nur auf Kosten der sozialen Leistungen und führte zum endgültigen Bruch der Volksfront. Als Hitler dann von der Tschechoslowakei die Angliederung des Sudetenlandes forderte, machte Frankreich zwar mobil, wurde jedoch von Großbritannien nicht unterstützt. Nach dem Münchener Abkommen wurde dem französischen Ministerpräsidenten Édouard Daladier von der Linken Verrat an der Tschechoslowakei vorgeworfen, das Land war danach tief gespalten. Erst mit der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“ am 15. März 1939 durch das Deutsche Reich änderte sich die öffentliche Meinung in Frankreich hin zu einem klaren Kurs gegen Hitler, auch wenn viele Politiker fragten, ob man „für Danzig sterben sollte“ – und damit das nächste Ziel Hitlers bereits klar erkannten.

Im Gegensatz zur französischen Außenpolitik, die primär kontinental auf Deutschland (und Italien) ausgerichtet war, war die englische Perspektive auf das globale Empire ausgerichtet. Großbritannien war in Asien durch Japan bedroht, zusätzlich musste mit der Sowjetunion gerechnet werden. Die Verbindung nach Asien wurde im Mittelmeer durch Italien bedroht. Deutschland war damit nur ein Teil der globalen britischen Probleme – und für Großbritannien nicht unbedingt der wichtigste. Forderungen Deutschlands nach Revision des Versailler

Vertrages trafen in Großbritannien zum Teil auf Sympathie, selbst die Aufrüstung Deutschlands akzeptierte Großbritannien 1935 mit dem deutsch-britischen Flottenabkommen. Eine britische Armee, die in der Lage war, auf dem Kontinent zu landen und einzugreifen, existierte nicht, dafür aber, nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, eine große Sorge vor Luftangriffen auf die britische Insel, besonders durch die hochmoderne deutsche Luftwaffe. Daher wurde 1938 der Anschluss Österreichs akzeptiert und mit dem Münchener Abkommen das Sudetenland, ohne die Tschechoslowakei auch nur zu fragen, Deutschland zugestanden. Erst mit der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“ wurde am 15. März 1939 auch in Großbritannien den Verantwortlichen klar, dass Hitler nicht gewillt war, sich an Vereinbarungen zu halten. Damit wurde ein Krieg mit Deutschland wahrscheinlich.

Großbritannien und Frankreich erklärten daraufhin gemeinsam am 31. März 1939 durch den britischen Premierminister Chamberlain in der „Britisch-französischen Garantieerklärung zur Bewahrung der Unabhängigkeit Polens“ gegenüber Polen ihren uneingeschränkten Beistand zur Erhaltung der polnischen Souveränität. Das bedeutete aus britischer und französischer Sicht nicht unbedingt Krieg, sondern war eher als Signal an Hitler gedacht, dass beide Staaten keine weitere Aggression gegen Nachbarländer hinnehmen würden. Gleichzeitig forcierten beide Länder ihre Rüstung, um gegen die als hochmodern und stark eingeschätzte Wehrmacht bestehen zu können. Die Zeit der Beschwichtigung Hitlers war damit vorbei.

Der Bau des Westwalls bis zum 1. September 1939

Das Aachen-Saar-Programm

Mit dem Münchener Abkommen war der Zeitdruck für den Westwallbau scheinbar deutlich gesunken, er wurde jedoch durch neue Befehle nach kurzer Zeit wieder verstärkt. Nun sollten zusätzlich Bauten für 1 200 Batteriestellungen der Artillerie errichtet werden, wobei noch unklar war, ob nur Mannschaften und Munition oder auch die Geschütze unter Beton zu schützen wären. Und am 9. Oktober 1938 erklärte Hitler in Saarbrücken offiziell, dass nun auch die Städte Saarbrücken und Aachen, die bisher vor dem Westwall gelegen hatten, durch den Bau von Festungslinien im sog. Aachen-Saar-Programm geschützt werden sollten. Aus den tschechischen Befestigungen wurden Festungswaffen und Hindernismaterial verfügbar gemacht und in den Westwall integriert. Am 12. Oktober 1938 waren 5 213 Anlagen fertig, was jedoch nur knapp die Hälfte des befohlenen Volumens war. Gleichzeitig jedoch erhöhte sich die Bauvorgabe auf 14 638 Anlagen.

Im letzten Quartal des Jahres 1938 tauchte zunehmend der Name „Westwall“ anstelle der offiziellen Bezeichnungen „Westbefestigung“ oder „Befestigungen im Westen“ auf. Es ist zu vermuten, dass die Bezeichnung „Westwall“ aus der Arbeiterschaft heraus entstanden ist und dann in den Sprachgebrauch der Propaganda übernommen wurde. So ist im am 20. November 1938 veröffentlichten „Lied vom Westwall“ die Bezeichnung erstmals nachweisbar – einem Lied, dem noch viele andere Lieder folgten, manche ernst und heroisch, manche jedoch auch humorvoll-ironisch das Leben im Westwall beschreibend. Auch Westwallbücher mit Titeln wie „Gepanzerter Westen“, „Wir bauen am Westwall – Ein Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden“ oder „Das Buch vom Westwall“ wurden geschrieben sowie „Westwallringe“ zum Kauf angeboten, um das Informationsbedürfnis der Bevölkerung und das Erinnerungsbedürfnis der am Bau Beteiligten zu befriedigen.

Werner Flack schildert in seinem 1939 erschienenen Buch „Wir bauen am Westwall“ den Westwallbau im Sinne der nationalsozialistischen Volksgemeinschafts-Propaganda.

„Wir sind nur ein Teil umfassender Gewalten. Wir sind Glieder und nicht selbstbestimmende Herren. Im Kampfe mit dem Größeren unterliegen wir. Im Dienen an seinen Aufgaben wachsen wir zur Macht, zu unserem Herrentume.

Wenn wir diese Erkenntnisse auf unsere Lage anwenden, dann wird das Werk im Westen ganz unser Werk: Tausend und wieder tausend Männer sagten das gleiche wie wir: wir wollen dienen. Jeder einzelne Arbeiter empfand dasselbe wie wir: die Kleinheit, das Geringe seiner persönlichen Leistung. Zehntausend geringe Tagewerke aber bleiben nicht verborgen. So wuchs es aus schwachen Händen zu unüberwindlicher Größe: das Werk im Westen.

Mit ihm wachsen wir. Wenn wir uns dem Umfassenden fügen und ihm willig dienen, dann werden wir groß durch das Große. Wir haben das Werk gebaut! Unsere Gemeinschaft hat es aus der Kleinheit einzelner Tagewerke hervorgehoben zur allgemeinen Bedeutung. Solange wir nur für uns schufen, waren wir unvernünftig gegen die Umwelt. Als wir uns ansahen und unsere Gliedschaft erkannten, da nahmen wir die Spaten, Schaufeln und Haken und begannen eine neue Arbeit füreinander. In einer Linie schafften wir, und es wurde ein langer, langer Graben, der durch das Gelände zog, durch Felder, Wiesen und Gestrüpp. Als wir fertig waren, staunten wir, wie groß unsere Leistung war. Wir gingen hin und arbeiteten abermals nebeneinander, nicht mehr wie früher jeder für sich. Als wir fertig waren, zog sich das Hindernis am Flusse entlang durch das ganze Tal – und wir staunten, wie groß unsere Leistung war...“

(Flack, Werner (1939): Wir bauen am Westwall – Ein Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden. Oldenburg/Berlin. Zitiert nach: Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes. Heft 1/94, Seite 55)

Mit der Stiftung des „Schutzwall-Ehrenzeichens“ durch Hitler am 2. August 1939 wurde auch offiziell ein Symbol der Anerkennung für die am Bau beteiligten Arbeiter und Soldaten geschaffen.

20. APRIL 1889
Adolf Hitler
20. APRIL 1939

An die Mitarbeiter des Führers im Straßenbau und am Westwall

In 19 Jahren des Kampfes hat unser Führer Adolf Hitler Deutschland aus Ohnmacht und Erniedrigung zu stolzer Größe emporgeführt. In 15 Jahren innerpolitischen Ringens zerschlug der Führer mit der nationalsozialistischen Bewegung den alten, zerissenen Parteienstaat und erregte das deutsche Volk zu einheitlicher nationalsozialistischer Gesinnung und damit zur inneren Stärke. Das Ergebnis dieses Kampfes war die Machtergreifung am 30. Januar 1933. Die folgenden Jahre galten der Wiederherstellung des äußeren politischen Anschlusses der deutschen Nation. In 6 kühnen Jahren hat der Führer Großdeutschland aufgerichtet und ohne Krieg 11½ Millionen Deutsche zum Reich zurückgebracht und das Reich um 466.522 qkm gemehrt.

Unser Führer Adolf Hitler hat am 20. April 1939 seinen 50. Geburtstag. Alle Deutschen, besonders aber wir, die wir an Werken schaffen, die unmittelbar von ihm angeordnet wurden, haben den Wunsch, dem Führer zu seinem Geburtstag eine Freude zu bereiten. Der Führer will nichts für sich, sein ganzes Denken und Schaffen gilt dem deutschen Volk. Die größte Freude für den Führer ist die Arbeitsleistung für das Volksganze. Für uns Daseinsfindende bedeutet der Geburtstag des Führers und der Rückblick auf seine gescheiterten Leistungen und Erfolge den Appell an uns selbst, mitzuschaffen am Wiederaufbau des Reiches, Schritt zu halten mit dem Führer Tag für Tag an unserem Arbeitsplatz, Leistung an Leistung zu reihen und dadurch dem Führer in seinen großen Aufgaben zu helfen.

Wir begrüßen das neue Arbeitsjahr des Führers mit der Parole:

Mit dem Führer für Deutschland!

Dr. Todt

Generalkommandant der Reichsarbeitsdienstorganisation

Aufruf anlässlich des 50. Geburtstags von Adolf Hitler.

Mit der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“ unter Verletzung des Münchener Abkommens und der dabei erfolgten Besetzung des restlichen Staatsgebiets des tschechischen Teils der Tschechoslowakei durch die Wehrmacht am 15. März 1939 erhielt das

Deutsche Reich auch Zugriff auf die Skoda-Werke, eine große, traditionsreiche Maschinenbau- und Rüstungsgesellschaft in Pilsen, von denen umfangreiche Lieferungen an Transportmitteln, Baumaschinen und Festungswaffen für den Westwall bezogen wurden.

Die Propaganda nach Hitlers zweiter Besichtigungsreise

Die zweite Westwallbesichtigung Hitlers vom 14. bis zum 19. Mai 1939 wurde von Anfang an propagandistisch genutzt, da nun der Westwall auch offiziell existierte und in den Medien dargestellt werden konnte. Im Sommer 1939 wurde außerdem der Film „Der Westwall“ von Fritz Hippler gedreht, ein als Dokumentation gestalteter Propagandafilm, der noch vor dem Krieg in die Kinos kam. Er griff auf der Basis des Ersten Weltkrieges die Ängste der Bevölkerung vor einem erneuten Krieg in Deutschland auf, denn „Der Westen des Reiches ist in höchster Gefahr!“ durch eine erneute Einkreisungspolitik der Feinde Deutschlands, welche die im Film gezeigten friedlichen Landschaften und Städte im Westen, wie der Film behauptete, verwüsten wollten. Hitler selbst soll, aufgrund seiner angeblich großen Kriegserfahrung, den Westwall gestaltet haben. Der Bau des Westwalls wurde als logistische Meisterleistung unter freudiger Einbeziehung aller Kräfte im Reich, auch der Arbeitskräfte, inszeniert, mit Massen von Arbeitern, Batterien von Betonmischmaschinen und einem Hitler, der, so suggeriert der Filmschnitt, schwere verbunkerte Geschützstellungen des Westwalls besichtigte, wobei diese Szene in Wirklichkeit ein Eisenbahngeschütz zeigte. „Hinter diesem Wall aus Stahl und Beton bestellt der deutsche Bauer in Ruhe und Sicherheit sein Feld“, dieses Gefühl der Sicherheit versuchte der Film seinen Zuschauern zu suggerieren, besonders mit Flugaufnahmen, die endlose Hindernisse und Bunker neben Bunker zeigten. Den Höhepunkt dieser Demonstration der Stärke stellte das „Panzerwerk 1238“ der „Werkgruppe Scharnhorst“ dar, in dem sogar unterirdische elektrische Bahnen und Fahrstühle gezeigt wurden. Schwere Geschütze, riesige Waffen- und Munitionslager und modernste Versorgungseinrichtungen für die Soldaten



Adolf Hitler beim Besuch des Westwalls in Büchelberg.

sollten sich dort befinden. In Wirklichkeit zeigten die Bilder ein Versuchswerk auf dem Truppenübungsplatz Hillersleben sowie das unterirdische Bahnsystem aus dem Oder-Warthe-Bogen im Osten: derartige Anlagen sollten zwar im Westwall auch gebaut werden, wurden jedoch niemals fertiggestellt. Auch die LVZ West wurde in Hipplers Film breit dargestellt, sie sollte gemeinsam mit den ebenfalls im Film gezeigten Jagdverbänden der Luftwaffe jeden Luftangriff abwehren. Das Ende des Films ließ nochmals alle Teile des Westwalls unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ Revue passieren. Die besondere Bedeutung dieses Films lag in der Beruhigung der Bevölkerung kurz vor dem geplanten Kriegsbeginn. Die übertrieben dargestellte Stärke des Westwalls zusammen mit der Behauptung, dass durch die Grenzbefestigungen der Westen mit wenig Soldaten verteidigt werden könnte und daher genügend Truppen für andere Fronten verfügbar seien, ging auf die Angst der Bevölkerung vor dem nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges gefürchteten Zweifrontenkrieg ein. Die wahre Absicht Hitlers, mit den durch den Westwall für andere Fronten verfügbaren Truppen einen Angriffskrieg im Osten gegen Polen zu führen, wurde den vielen Kinobesuchern, die den Westwallfilm im Sommer 1939 sahen, bereits wenige Wochen später offengelegt.

In der Bitburger Zeitung erschien am 24. August 1939, als die Vorbereitungen für den Krieg gegen Polen im Reich bereits angelaufen waren, auf der Titelseite ein Artikel mit Datum vom 21. August mit der Überschrift „Der Westwall, ein neues deutsches Wunder!“

„Während die Erde voll des hysterischen Kriegsgeschreis der Einkreiser widerhallt und die Kriegspsychose wie eine verheerende Seuche die Völker der ‚Friedensfront‘ schüttelt, gehen die Ordnungsstaaten, geht das geeinte Großdeutschland in unbeirrbarer und unerschütterlicher Ruhe seiner friedlichen Aufbauarbeit nach, gestützt auf die durch die Tat des Führers geschaffene stolze deutsche Wehr, verstärkt durch die unverbrüchliche Freundschaft großer und starker Nationen, beseelt von bestem soldatischen Geiste, der zu den Wesenszügen des deutschen Volkes gehört. Dieses Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit ist vertieft und verstärkt durch eine neue Großtat des Führers und der nationalsozialistischen deutschen Volksgemeinschaft, die man in Planung und Ausführung als ein neues deutsches Wunder bezeichnen muß, den Westwall. Was hier in der fast unfaßbar kurzen Zeit von nur 1 ½ Jahren in einer unerhörten Gemeinschaftsleistung der ganzen Nation geschaffen wurde, dieser Wall aus Stahl und Eisen, aus Stein und Beton, steht beispiellos da. Und wenn die deutsche Volkwerdung aus Zeiten tiefsten Niedergangs, die Schaffung einer Wehrmacht, die nicht ihresgleichen in der Welt hat, das gigantischste und beste Autostraßennetz der Welt, die herrlichen Bauten des Dritten Reiches und die beispiellosen sozialen Großtaten die Welt in Erstaunen gesetzt haben, ja als deutsche Wundertaten bezeichnet wurden, so wird das einmal erst recht von dem jüngsten Werk Großdeutschlands gesagt werden müssen: dem Westwall, der genialsten, größten und gewaltigsten Befestigungsanlage aller Zeiten, die ohne Vorbild ist und – dessen darf die Welt versichert sein – auch bleiben wird. Nur wer diese unbezwingbaren Abwehrräume aus Stahl und Beton, ihre gewaltige, unvorstellbare Stärke, Dichte und Tiefe und ihre alles verheerende Feuerwirkung erlebt, ihre Einzelheiten kennengelernt hat, kann die Größe dieser Tat, wenn nicht ermessen, so doch erahnen.“

(Zitiert nach: Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes.
Heft 1/94, Seite 60)

Da in den elf Monaten zwischen dem 1. Oktober 1938 und dem 1. September 1939 ununterbrochen am Westwall weitergebaut worden war, standen zum Beginn des Zweiten Weltkrieges

14 400 fertige Anlagen, zusätzlich noch 2 055 Anlagen der Luftverteidigungszone West (LVZ West), zusammen also 16 455 Anlagen zur Verfügung. Damit war der Westwall trotz aller Lücken und Schwächen zu einem militärisch relevanten Bauwerk geworden, auch wenn sich die weitergehenden Ausbaupläne der Festungspioniere, insbesondere die unterirdisch erschlossenen Werkgruppen, noch in der Umsetzung befanden und auch die neue Linie an der Saar noch im Bau war.

Der Westwall im Krieg von 1939 bis 1940

Kriegsvorbereitungen

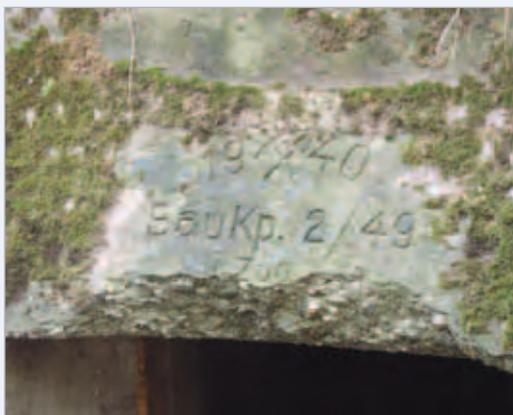
Bereits am 18. August 1939 begannen erste Vorbereitungen zur Mobilisierung der Wehrmacht zum Krieg. Am 1. September 1939 griff die Wehrmacht Polen an, alle kampfstarken und mobilen Truppen kamen dort zum Einsatz. Im Westen wurde die immobile und schwache Heeresgruppe C im Westwall eingesetzt, um dem Angriff im Osten den Rücken freizuhalten und den zwar einkalkulierten, aber dennoch aufgrund der Mittellage Deutschlands gefürchteten Zweifrontenkrieg zu verhindern. Deswegen hatten die Truppen anfangs den strikten Befehl, die Reichsgrenze ohne ausdrückliche Genehmigung nirgends zu überschreiten. Damit bekam der Westwall genau die Rolle, für die die Führung des Dritten Reiches ihn in Wirklichkeit hatte bauen lassen. Auch nach dem Kriegsbeginn im Westen am 3. September 1939 ging die Bautätigkeit weiter. So wurden am 18. September 1939 zusätzliche 1 400 Stände bei der OT in Auftrag gegeben. Neu sollte nun die Geldernstellung von Kleve bis nördlich von Aachen mit Anschluss an die dort vorhandene Linie gebaut werden. Südlich von Trier wurde der Orscholz-Riegel zwischen Saarschleife und Mosel gebaut. Auch auf französischem Boden, auf den Spicherer Höhen bei Saarbrücken, wurden im Frühjahr 1940 nach dem dortigen Rückzug der französischen Armee Westwallanlagen gebaut. Am 1. Mai 1940 waren im gesamten Bereich der Westbefestigungen 17 137 Bauten errichtet worden.

*Einfacher
Unterstand,
1940 gebaut mit
Wellblechelementen*

...



*... und seine Erbauer,
die sich über
dem Eingang
verewigt haben.*



*Der Westwall in
Frankreich.
Pak-Bunker des
Westwalls auf den
Spicherer Höhen.*



Josef Varenkamph, geb. 1908, Eisengießer aus der Nähe von Bonn, beschrieb als Soldat einer Munitionskolonne in seinem Tagebuch am 26. September 1939 seinen Eindruck vom Westwall.

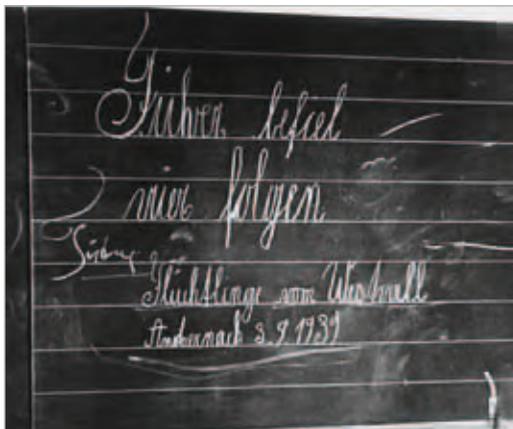
„Aber keiner versäumte es, in seiner Freizeit einen Gang zum nahen Westwall zu machen.

Da reihte sich Bunker an Bunker, tief in der Erde vergraben, gut getarnt, mit meterdicken Eisenbetondecken geschützt. Neben Bunkern für die Infanteristen gab es solche für Kommandostäbe, Fernsprecher, MG-Besatzungen, Grabenkanonen mit unauffälligen Schießscharten feindwärts und anderem mehr. Wahrlich, ein eindrucksvolles Bild von gewaltiger Größe. Innen waren die Bunker geräumig, boten getrennte Räume zum Schlafen und zur Aufbewahrung von Ausrüstungsstücken und Munition. Außentreppe führten nach oben. In geringem Abstand vor der Bunkerlinie war feindwärts die Höckerlinie angelegt, immer so, daß man vor Überraschungen gesichert war. Wo eine Straße durchführte, fand sich eine mächtige Straßensperre, bereitliegende Eisenträger konnten jederzeit eingeschoben werden. Posten bewachten die Übergänge. Es konnte aber einem leicht passieren, daß ein Posten einen ungehindert durchließ und man sich nachher beim Franzmann wiederfand.“

(Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes, Heft 1/94, Seite 51)

Mit Kriegsbeginn wurde auch das Sanktionssystem gegen die dienstverpflichteten Arbeiter aufgrund des nun herrschenden Kriegsrechts deutlich verschärft. Die Polizeihaft wurde nun nicht mehr als Arrest, sondern in Arbeitslagern vollzogen, dazu kam die Verurteilung durch Kriegs- und Feldgerichte, die mehr als 21 Tage umfassen konnte. „Straffällig“ im nationalsozialistischen Sinne wurde bereits, wer nicht widerstandslos die von ihm verlangte hohe Arbeitsleistung erbrachte. In beiden Fällen wurden die Arbeiter nun in Lagern wie das als „Arbeitserziehungslager“ dienende Polizeihaft- und SS-Sonderlager Hinzert eingewiesen, wo sie mit nochmals härter gestalteter Arbeit brutal diszipliniert wurden. Die im Lager „Zöglinge“ genannten Häftlinge sollten sich nach Verbüßung ihrer „Strafe“ widerstandslos wieder in den Arbeitsprozess eingliedern und gleichzeitig als abschreckendes Beispiel für andere Arbeiter dienen.

*Bekanntnis mit
Rechtschreib-
schwäche: „Führer
befiel wir folgen“.
Auf einer Schultafel
in Andernach nach
Westwalleвакуierung
am 3.9.1939.*



*Freimachung der
Roten Zone von der
Zivilbevölkerung
in Steinfeld am
1. September 1939
(Sammelpunkt
in der damaligen
Klinggasse).*



Der deutschen Bevölkerung versuchte die Propaganda weiszumachen, dass sich Deutschland gegen polnische Angriffe und in der Folge gegen deren französische Unterstützung wehren müsste. Es wurde behauptet, dass der Westwall sie vor einem französischen Angriff schützen würde. Des Weiteren wurde die sog. Rote Zone, das von Kampfhandlungen unmittelbar bedrohte Gebiet an der Grenze zu Frankreich, innerhalb von drei Tagen von der Zivilbevölkerung geräumt. Gleiches geschah unabhängig davon auch auf der französischen Seite. Die Evakuierung der Roten Zone verlief trotz angeblicher Vorplanung oft chaotisch, so sollten zum Beispiel die Menschen evakuiert werden, das Vieh jedoch

Zur Evakuierung der Steinfelder Bevölkerung am 1. September 1939 schreibt Rolf Übel,

dass Steinfeld in der Südpfalz, ein Ort mitten im Westwall, für den Kriegsfall zur sofortigen Evakuierung der Zivilbevölkerung vorgesehen war (sog. Rote Zone). Bereits Ende 1938 erhielt der Bürgermeister geheim zu haltende Unterlagen dazu, Anfang 1939 sickerten erste Informationen durch. Transportmittel und Vieh wurden erfasst, Sammelpunkte festgelegt. Ende August 1939 wurden bewegliche Kunstdenkmäler und der Grund- und Sachbesitz der Bewohner erfasst, am 26. August die Modalitäten der Evakuierung dem Bürgermeister und gleichzeitig per verschlossenem Handzettel Verhaltensmaßnahmen den Einwohnern in Form von Freimachungsbefehlen mitgeteilt. Am 26. August wurde Steinfeld zum Operationsgebiet des Heeres, am 30. August wurde die Bevölkerung darüber unterrichtet, daß die Evakuierung unmittelbar bevorstehen würde. Am 1. September 1939 traf um 3:50 der Evakuierungsbefehl ein, die Bürger wurden geweckt und mußten ihre Freimachungsbefehle öffnen. Sie sollten innerhalb von 3 Stunden marschbereit sein.

Bereits am 2. September meldete der Regierungspräsident, daß die Orte vor der HKL (Hauptkampflinie) bis auf wenige Männer evakuiert seien. Allerdings mußte er auch melden, daß es in Steinfeld zu Plünderungen durch Westwallarbeiter gekommen war, weswegen der Polizeischutz verstärkt werden mußte. Eigentlich sollte der erste Freimachungstag der 4. September sein, durch einen Sofortbefehl des Kreisleiters der NSDAP wurde er jedoch auf den 1. September voverlegt, was zu heillosem Chaos bei der Organisation und auf den Straßen führte, wo zurückflutende Zivilisten auf vorrückende Truppen trafen. Die Aufgaben des zivilen und des militärischen Freimachungsstabes waren nicht abgegrenzt, Polizeidienststellen mischten sich ein und die Partei beanspruchte nicht nur die Führung, sondern mischte sich auch noch in die Rückführung des Viehs ein. Ungenügende Vorbereitung, überstürzte Durchführung, unnötige Geheimniskrämerei und unklare Befehlsverhältnisse, die zur Anmaßung durch Partei und Polizei führten, standen im Gegensatz zum Propagandabild einer wohlorganisierten Evakuierungsaktion.

(Vgl. Übel, Rolf: Evakuierung im südpfälzischen Westwallbereich: Das Beispiel Steinfeld, Exzerpt aus den Seiten 137–144. In: Übel, Rolf; Röller, Oliver (Hrsg.) (2012): Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt. Ludwigshafen/Rh.)



*Ganz oben. Militärische Erdarbeiten bei Adenau im Jahre 1940.
Militärgeistlicher Anton Rose (rechts) im Gespräch mit Hans
Breitenbach, ehemals Kaplan in Adenau, beim Westwallbau 1940.*

nicht. Viele der Zivilisten kamen nach Mitteldeutschland und mussten dort bis zu einem Jahr bleiben, da in ihren Heimatorten auch nach Abschluss der Kampfhandlungen im Westen erst noch die Minen geräumt werden mussten. Bei der einheimischen Bevölkerung waren die Evakuierten entgegen aller Propaganda zur „Volksgemeinschaft“ nicht immer willkommen, ein anderes christliches Bekenntnis oder ein unverständlich bleibender Dialekt trennten die Menschen.

Der „komische Krieg“ im Westen

Frankreich hatte am 3. September 1939 zusammen mit Großbritannien Deutschland wegen des Angriffs auf Polen den Krieg erklärt. Die französische Armee hatte die Maginot-Linie, ihr Festungssystem gegenüber dem Westwall, besetzt. Sie plante einen Vorstoß an der Saar, um den Westwall zu „testen“ und so Informationen über seine Stärke zu erhalten. Der Vorstoß erreichte jedoch sein Ziel nicht, was auch an den für die französischen Truppen überraschenden, von der Wehrmacht verlegten Schützenminen lag. Einzelne Bunker im Saarland wurden von der französischen Artillerie mit Feuer belegt, die erzielten Treffer waren jedoch selten und konnten den Bunkern nichts anhaben, was auf deutscher Seite mit Interesse und Befriedigung registriert wurde und das Vertrauen der Truppe in die Bunker stärkte. Der Westwall schien seinen Zweck zu erfüllen.

Da die Wehrmacht einen Zweifrontenkrieg verhindern wollte, die französische Armee keinen großen Angriff auf das Deutsche Reich unternahm und in den Werken der Maginot-Linie blieb, und weil Großbritannien mit seinen wenigen Bodentruppen nicht alleine angreifen konnte, entwickelte sich der Krieg zum „Sitzkrieg“, zum „Drôle de guerre“, zum „Phoney War“, einem, verglichen mit dem Ersten Weltkrieg, „komischen Krieg“.

„Komisch“ war dieser Krieg für die Zivilbevölkerung jedoch nicht. Es kam zu Artillerieduellen, bei denen mehrere Orte im Westwallgebiet beschossen und zerstört wurden. Auch sprengten deutsche Pioniere markante Gebäude wie Kirchtürme, um der französischen Artillerie das Zielen zu erschweren. Deutsche

Über den Abriss großer Teile intakter Dorfgebäude durch die NS-Siedlungsbürokratie unter dem Begriff „Wiederaufbauaktion“ schreibt Rolf Übel,

dass unter dem Begriff „Wiederaufbauaktion“ durch den Gauleiter und Reichsstatthalter Bürckel für den aus dem Gau „Saarpfalz“ und dem besetzten Lothringen gegründeten Gau „Westmark“ im Jahr 1941 eine Germanisierungsaktion geplant wurde, mit der deutsche Bauern in Lothringen angesiedelt werden sollten. Gleichzeitig sollten die deutschen Dörfer im Gau, aus denen diese Bauern kommen sollten, nach den Vorstellungen der NS-Siedlungsbürokratie „modernisiert“ werden. Die „Wiederaufbauaktion“ diente daher nicht dazu, die relativ geringen Schäden durch Feindeinwirkung und fehlende Wartung der Gebäude in den Jahren 1939/40 zu beseitigen, sondern zum Abriss eines großen Teiles der noch intakten Wohn- und Wirtschaftsgebäude und zu einer Flurbereinigung, um für die im Dorf bleibenden Bauern größere und damit wirtschaftlichere Betriebe zu erreichen. Durch die „Verordnung über Neuordnungsmaßnahmen zur Beseitigung von Kriegsfolgen“ konnten die geplanten Maßnahmen auch gegen den Willen der Besitzer durchgeführt werden. In Steinfeld wurden 136 Gebäude abgerissen, in Kleinsteinfeld sogar 13 von 17 Gebäuden. Neu gebaut werden sollten in Steinfeld 18 Erbhöfe, 140 Landwirtstellen, 80 Arbeiterbauernstellen und 44 Landarbeiterstellen, tatsächlich gebaut wurden jedoch nur 2 Häuser und eine Baracke, da das Programm nach dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion zum Erliegen kam. In der gesamten Pfalz wurden aufgrund des Größenwahns des Gauleiters Bürckel insgesamt über 2 000 Häuser auf diesem Wege abgerissen.

(Vgl. Übel, Rolf: Evakuierung im südpfälzischen Westwallbereich: Das Beispiel Steinfeld, Exzerpt aus den Seiten 148–151. In: Übel, Rolf; Röller, Oliver (Hrsg.) (2012): Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt. Ludwigshafen/Rh.)

Soldaten plünderten die von den evakuierten Bewohnern verlassenen Häuser, um ihre Bunker wohnlicher zu gestalten. Da keiner die Schäden reparierte, waren beschädigte Häuser dem Verfall preisgegeben. Und die Politik der NSDAP sorgte darüber hinaus für weitere willkürliche und systematische Zerstörungen. Um ein Programm zur Umgestaltung der Agrarstruktur weg von den kleinen, durch Realteilung entstandenen Höfen hin zu größeren Einheiten vorzubereiten, wurden in der Südpfalz, z. B. in Steinfeld,

während der Abwesenheit der Bewohner und ohne deren Zustimmung oder Wissen unbeschädigte Gebäude abgerissen. Deren so obdachlos gewordene Besitzer sollten nach dem Willen der Partei nach ihrer Rückkehr im dann eroberten Lothringen angesiedelt werden, um dort das Land zu „germanisieren“.

Der deutsche Angriff im Westen

Durch das schnelle Ende des Feldzuges gegen Polen, auch durch den Angriff der Sowjetunion auf das östliche Polen am 17. September 1939, konnten schon früh Kräfte der Wehrmacht nach Westen verlegt werden und die Truppen im Westwall verstärken, so dass ein ohnehin kaum ins Auge gefasster Angriff für Frankreich und Großbritannien immer riskanter wurde. Hitler plante bereits seit dem 8. September 1939, im Westen anzugreifen, und teilte diese Absicht den Oberbefehlshabern von Heer, Luftwaffe und Marine am 27. September 1939, am Tag der Kapitulation von Warschau, mit. Aber der deutsche Generalstab besaß Ende September 1939 noch keinen Plan für einen Angriff im Westen, erst am 19. Oktober 1939 wurde die erste Version der „Aufmarschanweisung Gelb“ für den Feldzug im Westen verteilt. Wegen Munitionsmangel nach dem Polenfeldzug, schlechtem Wetter im November 1939 und dem dann folgenden Winter einbruch wurde der Angriffstermin, der ursprünglich bereits für den 12. November 1939 vorgesehen war, laufend verschoben. Die „Aufmarschanweisung Gelb“ war anfangs die phantasielose Wiederholung des gescheiterten Angriffs durch die belgische Ebene im August 1914, diesmal nur mit Panzern. Sie diente eher dem Zweck, Hitler die Unmöglichkeit des Feldzuges klar zu machen, denn die Heeresführung glaubte nicht an einen Erfolg. Hitler begann nun, eigene operative Vorstellungen zu entwickeln. Als einschneidendes Ereignis erwies sich der Flug von zwei Luftwaffenoffizieren am 10. Januar 1940, die sich mit Teilen des Operationsplans im Gepäck verflogen und in Belgien notlandeten, die Unterlagen jedoch nicht vernichten konnten. Nun war ein neuer Plan erforderlich. Am 17. Februar 1940 brachte General Manstein einen alternativen Plan zu Hitlers Kenntnis,

der Hitlers inzwischen entwickelte Vorstellungen erfolgreich umzusetzen versprach. Der Plan sah den Schwerpunkt nun in den Ardennen vor, wo ein massiver Panzervorstoß aufgrund des bergigen Geländes vom Gegner nicht erwartet wurde. Nach dem zwischenzeitlichen Angriff auf Dänemark und Norwegen am 9. April 1940 wurden auf der Basis dieses Planes am 10. Mai 1940 nicht nur Frankreich und die dort stationierten britischen Truppen, sondern auch die neutralen Länder Niederlande, Belgien und Luxemburg aus dem Westwall heraus angegriffen. Dabei umging die Wehrmacht die stark ausgebauten Bereiche der Maginot-Linie und brach stattdessen an Schwachstellen der Linie durch. Dabei setzte sie neue taktische Verfahren ein, indem sie schwere 88-mm-Flakkanonen und Panzerabwehrgeschütze zum direkten Beschuss der Scharten und Türme in Stellung brachte sowie Scharten durch MG mit Spezialmunition (SmK-Munition = Spitzgeschoss mit Kern) unter Dauerfeuer nahm, die dadurch geschlossen werden mussten und so die Annäherung von Kampfpionieren an die Werke zur Platzierung von Sprengladungen ermöglichten. Auch wurden gegen das starke belgische Fort Eben-Emael erstmalig die neuentwickelten und geheimen Hohlladungen, speziell geformte Sprengladungen, mit vernichtender Wirkung eingesetzt. Die deutsche Wehrmacht demonstrierte hierbei natürlich auch ihren Kriegsgegnern, wie man gegen die modernsten Festungswerke der Epoche erfolgreich vorgehen konnte. Nachdem die Niederlande, Belgien, Luxemburg und große Teile Frankreichs von der Wehrmacht besetzt worden waren und die britischen Truppen sich unter Zurücklassung ihres Materials von Dünkirchen aus retten konnten, war mit der Waffenruhe am 25. Juni 1940 im Westen der Landkrieg fürs Erste beendet. Der Westwall hatte in den Augen der Zeitgenossen seine Aufgabe erfüllt, für die Zivilbevölkerung hatte er den Krieg von Deutschland weitgehend ferngehalten, für Politiker und Militärs hatte er den Krieg im Osten durch die Vermeidung des gefährdeten Zweifrontenkrieges erfolgreich führbar gemacht.

Das Leben in den Westwallbunkern

Die Soldaten der Heeresgruppe C, die den Westwall vor dem 1. September 1939 besetzt hatten, mussten in den nächsten mehr als acht Monaten im Westwall leben. Die Bunker wurden zu ihrem ständigen Aufenthaltsort. Im Aufenthaltsraum, der bei sehr kleinen Anlagen gleichzeitig auch Kampfraum war, stand jedem Soldaten ein Quadratmeter Fläche zur Verfügung, das war genau so viel, wie einem römischen Soldaten im Kastell zugestanden hatte. Die „Betten“ bestanden aus Stahlrohrrahmen mit Maschendrahtbespannung, waren in 3 Etagen übereinander angeordnet und mussten gegen die Wand geklappt werden, wenn man freien Raum benötigte. Den benötigten die Soldaten beispielsweise zum Essen oder Waffenreinigen, wozu ein Klapptisch aufgestellt wurde und jeder Soldat auf seinem Hocker daran Platz nahm. Da der größte Teil der Zeit in den Bunkern in Herbst, Winter und Frühjahr verbracht werden musste, wurde die Beheizung der von Natur aus kühlen Bunker zum Problem. Der vorhandene Bunkerofen durfte nur nachts in Betrieb genommen werden, um den Standort des Bunkers nicht durch eine Rauchfahne zu verraten. Gleichzeitig musste für eine gute Durchlüftung des Bunkers gesorgt werden, denn eine so dichte Belegung eines Raumes mit Menschen führte zu einer hohen Luftfeuchtigkeit. Wenn der Bunker also nicht ausreichend gelüftet wurde, dann wurden die Wände nass und es drohte Schimmel. Da in den Bunkern weder Wasch- noch Latrinräume vorgesehen waren, gab es Schwierigkeiten mit der Körperhygiene, besonders im Winter. Wenn man den Bunker nicht verlassen konnte, blieben nur die Waschschüssel und der Latrineneimer im Bunker. Es wird also in einem solchen Bunker im Winter gestunken haben. Licht spendete eine Kerzenlaterne, eine Petroleumlampe oder eine Karbidlampe. Wenn die Besatzung Glück hatte, dann war ihr Bunker an das Stromnetz angeschlossen und sie hatten elektrisches Licht. Die Bunkerbesatzungen mussten sich mit Essträgern aus den im Hinterland stationierten Feldküchen ihrer Einheiten versorgen. Wenn sie keinen Brunnen am Bunker und



Die wichtigsten technischen Einrichtungen, hier in einem restaurierten Unterstand: v.l.n.r.: Schutzlüfter, Abfalleimer (auf dem Boden), Laterne (in der Nische oben), Festungsfernsprecher, Eingangverteidigung (hinter Ofenrohr), Bunkerofen, Notausstieg (kleine Tür in der Ecke).

keine Wasserversorgung aus einem der verbunkerten Wasserbehälter per Leitung hatten, dann mussten sie auch noch das knappe Trink- und Waschwasser heranziehen.

Wesentlich besser lebten die Besatzungen der seltenen B-Werke, ausgestattet mit Stromanschluss, zusätzlich eigener Stromerzeugung, eigener Wasserversorgung und Wasch- und Latrineneinrichtungen mit eigener Abwasserentsorgung. Sie hatten eine eigene Küche, die sie versorgte.

Um sich das Leben in den Bunkern etwas wohnlicher zu gestalten, plünderten die Wehrmachtssoldaten teilweise die verlassenen Häuser der evakuierten Zivilbevölkerung. Auch bauten sie in die Höfe ihrer Bunker Lauben, richteten Freisitzgruppen ein und legten kleine Gärten an. Dies widersprach zwar den militärischen Vorschriften und machte auch Tarnmaßnahmen zunichte, aber es



3-fache, klappbare Bunkerbetten-garnitur. Um Platz zu schaffen, wurden die Betten an die Wand geklappt.

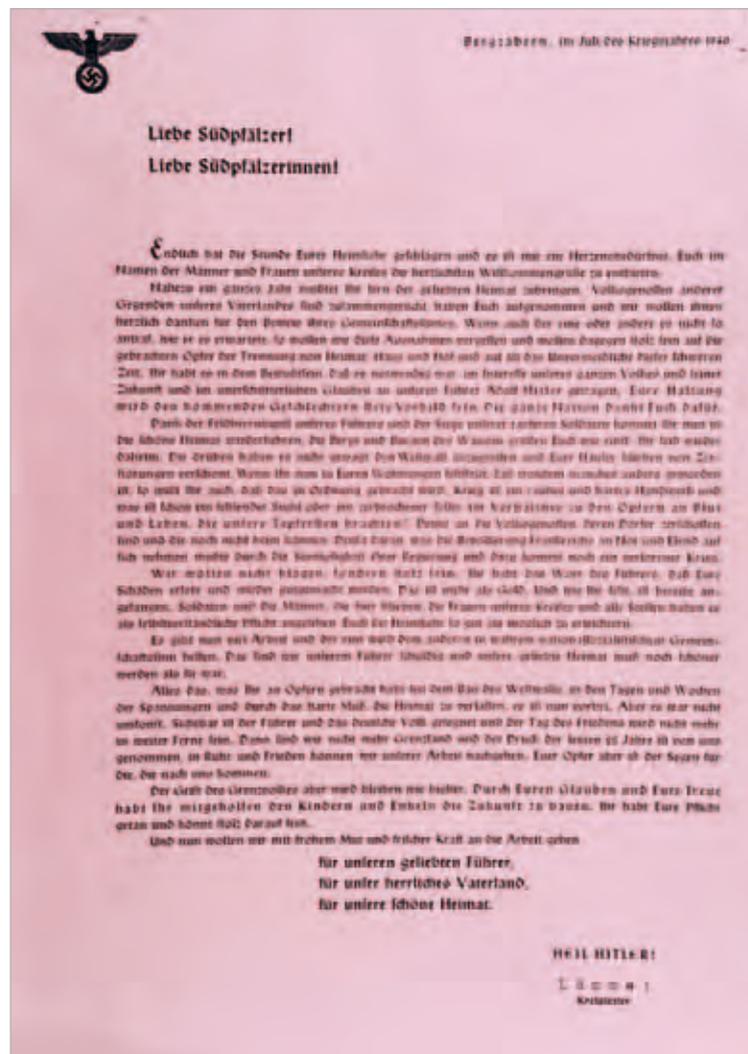


Lebensmittelkästen an der Bunkerwand, eine im wahrsten Sinne „eiserne Reserve“.

wurde dennoch toleriert, wie auf manchen zeitgenössischen Fotos zu erkennen ist. Ernst Jünger beispielsweise, der Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges und Autor des Buches „In Stahlgewittern“, in dem er seine Kampferelebnisse beschrieb, war als Hauptmann in einem Westwallbunker am Oberrhein stationiert und richtete sich, als der Krieg zum Sitzkrieg wurde, sogar eine Laube in der Nähe seines Bunkers ein, um ungestört sein zu können.

Der Abbau des Westwalls zwischen 1940 und 1944

Bereits drei Tage nach Inkrafttreten des erzwungenen Waffenstillstandes mit Frankreich wurde der Weiterbau des Westwalls gestoppt und erste Weisungen zum Ausbau der Inneneinrichtung erteilt, von den Holztischen, Betten und Hockern über die Lüftungsanlagen bis zu den wertvollen optischen Instrumenten. Ursprünglich sollten alle noch nicht betonierten Bunker zur Wiedergewinnung des Moniereisens und der Panzerteile zurückgebaut werden, jedoch entschied Hitler am 18. Juli 1940, dass Bunker, die unmittelbar vor der Betonierung standen, doch noch zu betonieren seien. In der Folge wurden Hindernisse abgebaut und die Bauten gesichert und vor Schäden, insbesondere Durchfeuchtung, geschützt. Die nicht mehr genutzten Bunkerbauten wurden verschlossen oder in Einzelfällen einer Nachnutzung zugeführt, vom Möbellager des örtlichen Parteiführers über das Kartoffel- oder Rübenlager in der Feldgemarkung bis hin zum Luftschutzbunker für die Zivilbevölkerung in den Dörfern und Städten. Die Höckerlinien wurden gelegentlich von Landwirten übererdet, damit sie mit ihren Fahrzeugen leichter ihre Felder erreichen konnten. Wertvolles Ackerland sollte zurückgewonnen und den Landwirten das Bestellen ihrer Felder erleichtert werden. Eine Ausnahme galt für die B-Werke, die technisch erhalten blieben und für deren Wartung vor Ort ein darauf spezialisierter Soldat zuständig war. Auch die minierten Anlagen wurden weiter genutzt, in der Regel als



Schreiben des NSDAP-Kreisleiters Lämmel vom Juli 1940 an die aus der Evakuierung der Roten Zone zurückkehrenden Zivilisten.

geschützter und gesicherter Lagerraum für militärisches Material. Das aus dem Westwall geborgene Material wurde eingelagert. Die Rückbauarbeiten sollten überwiegend durch den RAD

durchgeführt werden, aber auch zivile Arbeiter von Firmen konnten dafür eingesetzt werden, sofern sie verfügbar waren.

Was sollte mit dem Westwall nun geschehen? Hitler wollte ihn in einem verteidigungsfähigen Zustand erhalten wissen, was jedoch im Widerspruch zum Befehl zur Desarmierung der Anlagen stand. Außerdem sollte auch die Maginot-Linie in die Überlegungen zur Verteidigung einer zukünftigen Westgrenze des Großdeutschen Reiches, deren Verlauf allerdings noch festzulegen war, einbezogen werden. Die Wehrmacht wollte Teile der Befestigungen von Westwall und Maginot-Linie als Ausbildungsstätte für den Festungskampf nutzen und hier auch Waffen und Taktiken weiterentwickeln. Und für die LVZ West gab es Pläne, sie mit in der Entwicklung befindlichen Flugabwehrraketen des Typs „Wasserfall“ und „Schmetterling“ auszustatten und damit die zunehmenden Einflüge von alliierten Bomberverbänden und Aufklärungsflugzeugen zu bekämpfen. All diese Pläne wurden aufgrund der sich verändernden Kriegslage schnell Makulatur.

Ab 1942 wurden die Arbeitskräfte von OT und RAD ebenso wie das verwendbare militärische Material, insbesondere Waffen und optische Instrumente, aber auch alle technischen Einbauten und Einrichtungsgegenstände der Bunker, im neuen Atlantikwall eingesetzt. Der wurde von der spanischen Grenze bis nach Nordnorwegen gebaut, nachdem es nicht gelungen war, Großbritannien aus der Luft niederzukämpfen, und somit eine Invasion der britischen Inseln nicht durchführbar war.

Der Westwall fiel in einen Dornröschenschlaf, seine Bunker und Hindernisse wuchsen zunehmend zu und wurden scheinbar zum Teil der Naturlandschaft. Die Aufmerksamkeit der militärischen Führung gehörte dem modernen „Blitzkrieg“ mit Panzern und Flugzeugen, außerdem sollte der Atlantikwall eine mögliche Landung im Westen bereits an der Küste scheitern lassen, ein Konzept, das der fehlgeschlagene Landungsversuch der Alliierten im Hafen von Dieppe (Nordfrankreich) am 19. August 1942 scheinbar bestätigte. Es wurde still um den Westwall.

Die Rearmierung des Westwalls 1944

Die Invasion der Alliierten und ihre Folgen

Mit der Stille am Westwall war es im Sommer 1944 schlagartig vorbei. Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten an der offenen Küste der Normandie und durchbrachen den Atlantikwall. Dies gelang ihnen innerhalb eines Tages, da der Atlantikwall zwar ähnlich viele Bauten umfasste wie der Westwall, jedoch etwa 8-mal so lang war. Damit stellte er nur eine einzige, lückenhafte, dünne Befestigungslinie mit geringer Tiefe von oft nur wenigen hundert Metern dar. Der Durchbruch durch den Atlantikwall bedeutete jedoch noch nicht den Durchbruch durch die deutschen Frontlinien. Nach langen und schweren Kämpfen gelang es den Amerikanern erst am 30. Juli 1944 im Westen der Normandie, bei Avranches, aus dem Landungskopf auszubrechen. Nach fast zwei Monaten zähem Kampf in der unübersichtlichen Heckenlandschaft der Normandie begann damit wieder der Bewegungskrieg im Westen. Am 19. August 1944 schlossen die Alliierten eine Million deutsche Soldaten mit 45 000 Fahrzeugen im Kessel von Falaise ein. In den folgenden zwei Tagen gelang dem größten Teil der Soldaten der Ausbruch, jedoch unter Zurücklassung großer Mengen von schweren Waffen und Fahrzeugen. Die Wehrmacht war danach in Frankreich auf der Flucht: ein unkoordinierter, manchmal panischer Rückzug von Kampftruppen, oft ohne ihre Waffen, darüber hinaus von Etappeneinheiten und Stäben sowie der Bodenorganisation der Luftwaffe. Einzelne Kampfgruppen leisteten noch hinhaltenden Widerstand und konnten damit den alliierten Vorstoß verzögern. Die in Südfrankreich stationierten deutschen Truppen wurden zurückgezogen, damit sie dort nicht abgeschnitten wurden. Das Chaos des Rückzuges endete erst hinter der Reichsgrenze, wo die zurückflutenden Truppen durch die Feldgendarmarie gestoppt und von ihren Einheiten getrennte Soldaten erfasst wurden. Einheiten wurden neu aufgestellt und einzelne Soldaten neuen Einheiten zugeordnet. Ebenfalls neu in Aufstellung begriffen waren die Volksgrenadierdivisionen, die

dem Reichsführer SS Heinrich Himmler unterstellt waren. Partei und SS spielten militärisch nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 eine immer bedeutendere Rolle.

Rearmierungsversuche am Westwall

Bereits am 2. August 1944 erging der erste Befehl zur Rearmierung des Westwalls. Für die Masse der Bunker, die Unterstände, bedeutete das die Anlage neuer Feldstellungen, also Schützengräben und Drahthindernisse. Für Stände, die zwischen 1937 und 1940 für bestimmte Waffen gebaut worden waren, waren diese jedoch nicht oder nicht in ausreichender Zahl verfügbar. Insbesondere ein Großteil der inzwischen veralteten Waffen zur Panzerabwehr war gegen die Panzer von 1944 praktisch wirkungslos. Panzerhindernisse waren teilweise abgebaut wie die stählernen Hemmkurven, verrotten wie die Pfahlsperren oder verschleift wie die trockenen Panzergräben. Die Panzer waren zwischen 1940 und 1944 wesentlich größer, stärker gepanzert und schwerer geworden und damit waren auch die Betonhöckerlinien nur noch begrenzt wirksam. Das zum Telefonieren zwischen den Bunkern vorgesehene Festungskabelnetz war zwar noch geschaltet, aber nach der taktischen Gliederung von 1940, es entsprach damit nicht den Bedürfnissen von 1944 und musste erst umgeschaltet werden.

Ein besonderes Problem des Westwalls im Jahr 1944 war die Panzerabwehr. Die alten Geschütze von 1939 waren zu schwach, die modernen, stärkeren Geschütze passten mit Umbauten oder Einschränkungen nur in einige selten gebaute Modelle von Pak-Ständen, die bereits früher für große Geschütze gebaut worden waren. Also wurden Scharten mit Hammer und Meißel erweitert, Geschütztürme des modernen Panther-Panzers ortsfest eingebaut und sogar Geschütze ohne jeden Schutz im Freien ortsfest in Stellung gebracht. Auch wurden einige Pak-Stände neu errichtet.

Erneute Massenmobilisierung von Menschen

Für die militärischen und technischen Fragen des Westwalls und für den Truppeneinsatz war zwar das Militär zuständig, der

Einsatz von Arbeitskräften zu Schanzarbeiten wurde jedoch der NSDAP unter der Führung der jeweiligen Gauleiter übertragen. Auch dies ist auf den Attentatsversuch auf Hitler vom 20. Juli 1944 durch Oberst von Stauffenberg und die anschließend gescheiterte Entmachtung der NS-Führung durch eine Gruppe von Offizieren, bekannt geworden unter dem Decknamen „Walküre“, zurückzuführen. Denn Hitler misstraute danach der Armee und stützte sich auch militärisch zunehmend auf die Partei. Neben Einheiten des RAD und der OT setzte die Partei in erster Linie die Zivilbevölkerung, aber auch ausländische Arbeitskräfte – sowohl (sowjetische) Kriegsgefangene als auch Zwangsarbeiter – zum Schanzarbeiten von Feldstellungen und Hindernissen sowie zum Ausbau der ständigen Befestigungsanlagen ein. Am 8. September 1944 wurden beispielsweise am Westwall 248 390 Menschen eingesetzt, davon waren 205 117 Zivilisten (Männer und Frauen), 15 430 Soldaten, 12 241 Kinder und Jugendliche der Hitlerjugend (HJ), 9 321 Ausländer, hauptsächlich russische Kriegsgefangene, 4 427 gehörten dem RAD und 1 794 der OT an. Damit wurde von der Partei die dreizehnfache Menge an erwachsenen Zivilisten im Verhältnis zu den eingesetzten Soldaten im sog. Volksaufgebot zu militärischen Zwecken eingesetzt. Außerdem kamen fast so viele Kinder und Jugendliche der HJ zum Einsatz wie auch Soldaten eingesetzt wurden. Alle diese Zivilisten wurden damit zu Zielen für alliierte Jagdbomber. Einen Spitzenwert von 473 000 Menschen erreichte der Einsatz von Zivilbevölkerung (350 000) und ausländischen Arbeitskräften (80 000) am 21. September 1944. Rechnet man noch RAD, OT und Wehrmacht dazu, dann waren in dieser Zeit mehr als eine halbe Million Menschen am Westwall tätig, die gleiche Größenordnung wie sechs Jahre früher, im September 1938, nun aber unter ganz anderen Bedingungen. Jetzt wurden auch Frauen und Kinder eingesetzt, Werkzeug für Erdarbeiten war selbst mitzubringen, Verpflegung, Material und Maschinen fehlten durch häufige Tieffliegerangriffe, die ebenso wie das zunehmende Artilleriefeuer die Arbeiten lebensgefährlich machten und immer wieder zu Unterbrechungen führten. Die sowjetischen Kriegsgefangenen wurden weiterhin so schlecht versorgt, dass sie

zunehmend wegen Entkräftung überhaupt nicht mehr zur Arbeit eingesetzt werden konnten, teilweise wegen Typhusepidemien unter Quarantäne gestellt werden mussten und auch verstarben. Die Anzahl der Arbeitskräfte sank in der Folge vom Maximalwert am 21. September 1944 kontinuierlich ab. Gründe dafür waren die gleichzeitig einzubringende Ernte, die Weigerung von Frauen, wegen der Tieffliegerangriffe weiter zu arbeiten, Krankheiten durch schlechtes Wetter bei unzureichender Arbeitskleidung, Feindeinwirkungen und Evakuierungen. Aufgrund der immer verzweifelnder werdenden militärischen Lage wurden auch Bauernschaften der Wehrmacht zu Kampfaufträgen abkommandiert und ab 18. Oktober 1944 alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 zum sogenannten Volkssturm eingezogen. Der Volkssturm war nicht Teil der Wehrmacht, sondern der Partei, seine Einheiten wurden von Führern der Partei sowie anderen NS-Organisationen geführt. Durch unzureichende Ausstattung mit Munition und modernen Waffen sowie durch nur rudimentäre Ausbildung war der Volkssturm militärisch wertlos, hatte jedoch aus den gleichen Gründen bei Kampfhandlungen hohe Verluste.

Die Kämpfe um den Westwall 1944

Die Alliierten greifen nicht an

Die Alliierten erreichten Mitte September 1944 zwischen Echternach und Aachen die Reichsgrenze. Sie griffen den Westwall jedoch nicht systematisch an, die Truppen blieben meist vor der Grenze stehen. Dafür gab es mehrere Gründe: Zum einen sollten nach dem Konzept von General Eisenhower, dem alliierten Oberkommandierenden in Europa, alle Truppen gleichmäßig vorrücken. Zum anderen reichte dafür der Nachschub nicht aus, der noch aus der Normandie mit LKW-Kolonnen herantransportiert werden musste, da anfangs der Hafen von Antwerpen wegen der anhaltenden deutschen Besetzung der Insel Walcheren von Versorgungsschiffen nicht angelaufen werden konnte. Und nicht zuletzt hatten die Alliierten Respekt vor dem Westwall, der

Am Montag, dem 11. September 1944 morgens, gab der Kommandeur der 5. US-Panzerdivision, Generalmajor Lunsford Oliver, seinen in Luxemburg stehenden Aufklärungseinheiten den Befehl, die deutsch-luxemburgische Grenze zu erkunden.

Sergeant Warner W. Holzinger, der Führer des Spähtrupps, berichtete:

„Auf deutscher Seite entdeckten wir bald eine Scheune, die sich aber als geschickt getarnter Bunker herausstellte. Wir brachen das verrostete Vorhängeschloss auf, das Innere war in gutem Zustand, aber leer.

Lieutenant Delitte [der französische Dolmetscher; Anm. d. Verf.] und ich sprachen einen auf dem Felde arbeitenden Bauern an. Er machte ein recht erschrockenes Gesicht, als er uns sah. Er berichtete uns, daß er die letzten deutschen Soldaten am Tage zuvor gesehen habe, und gab uns den Hinweis, daß wir die erste Linie der Bunker sehen könnten, wenn wir den schmalen Pfad hinter seinem Hof hinaufklettern würden. Und so gingen Lieutenant Delitte, Soldat W. McColligan, der Bauer und ich über diesen Pfad etwa 3 km ins Landesinnere und hatten tatsächlich einen fabelhaften Panoramablick. Wir konnten mit unserem Fernglas die Befestigungslinie genau studieren. Kein Mensch rührte sich da drüben – die Siegfriedlinie war leer. Wir gaben dem Bauern unsere Zigaretten und hetzten nach Stolzembourg zurück. Von dort aus gab ich sofort meinen Bericht an Lieutenant L. L. Viepont weiter.“

(Nach Christoffel, Edgar (2010): Krieg am Westwall 1944/45, Band 1, Aachen, Seite 88)

nach ihren Informationen noch dichter mit Bunkern belegt sein sollte als der Atlantikwall (und es tatsächlich auch war). Den Atlantikwall hatten sie einige Monate vorher nach umfangreichen Vorbereitungen und nach schwerem Bombardement überwunden – jedoch im amerikanischen Sektor, am sog. Omaha-Strandabschnitt, mit hohen Verlusten.

Erste Erkundungen am 11. September 1944 nördlich von Echternach in Keppeshausen an der Our brachten allerdings die Erkenntnis, dass die Bunker zu diesem Zeitpunkt dort nicht besetzt waren. Am 12. September 1944 erreichten die Amerikaner den Stadtwald westlich von Aachen und eroberten die ersten beiden Westwallbunker. Vom 17. bis zum 27. September 1944 wurde

Der SS-Sturmbannführer Otto Weidinger, Regimentskommandeur des 4. SS-Panzer Grenadierregiments, beschrieb die Kampfweise der US-Truppen bei einem Angriff im Raum Kesfeld in der Westeifel zwischen dem 16. und dem 19. September 1944:

„... Zunächst dringen Stoßtrupps gegen die Werke vor, nebeln sie ein, um den Verteidigern die Sicht zu nehmen, dann treten die Panzer zum Angriff an. Doch als sie vor den Bunkern der 10. Kompanie auftauchen, schlägt ihnen aus allen Schießscharten heftiges MG-Feuer entgegen. Schon sind die Panzer heran, richten ihr zusammengefaßtes Feuer aus Kanonen und Maschinengewehren auf die Schießscharten. Gleichzeitig rücken riesige Spezial-Schaukelpanzer an, schieben dicke Erdwälle vor sich her, um die Bunkeröffnung zuzuschütten, und in ihrem Schutz dringen Stoßtrupps vor und verstopfen die Luftschächte auf den Bunkern mit Grasboden und mitgeführten Sandsäcken.

Es ist unmöglich, den Panzerangriff mit leichten Infanteriewaffen zu stoppen. Doch schwere, panzerbrechende Waffen fehlen noch in den erst in den Vortagen besetzten Bunkern.

Inzwischen haben andere Panzer die Bunkerkette durchbrochen, kommen von hinten an die Bunker heran und brechen mit wuchtigen Rammstößen die Bunkertüren, sofern sie noch geschlossen sind, auf und feuern in die Räume hinein.

... Gegnerische Stoßtrupps dringen mit geballten Ladungen gegen die Schießscharten vor, sprengen sie auseinander, dann arbeiten sich andere Stoßtrupps mit Flammenwerfern heran und jagen die Flammenstöße durch die Schießscharten in die Kampfräume und zwingen die Grenadiere, die vor Qualm und Hitze nicht mehr atmen können, in die dahinterliegenden Wohnräume auszuweichen. Mit Handgranaten und Maschinenpistolen leisten sie auch hier an den Bunkertüren erbitterten Widerstand. ...“

(Nach Christoffel, Edgar (2010): Krieg am Westwall 1944/45, Band 1, Aachen, Seite 108)

von alliierten Truppen unter Führung der Briten im nördlichen Teil der Front der Versuch unternommen, mit einer kombinierten Luftlande- und Bodenoperation den Westwall nördlich zu umgehen und dann ins Ruhrgebiet vorzustoßen. Dies scheiterte an

der letzten Brücke auf dem Vormarschweg, der Rheinbrücke von Arnheim, die nicht erobert werden konnte. Bei Wallendorf an der Our gelang der US-Armee am 14. und 15. September 1944 ein Einbruch in den Westwall, er wurde jedoch von der Wehrmacht ebenso abgeriegelt wie Versuche, von St. Vith aus durch den Westwall auf Prüm und Pronsfeld vorzustoßen. Außerdem war die Eifel für einen Vorstoß motorisierter Verbände nicht gut geeignet, so dass von der US-Armee hier keine Entscheidung gesucht wurde.

Im Süden hatten die Alliierten den Westwall anfangs überhaupt noch nicht erreicht. Die im Kaiserreich zwischen 1871 und 1916 stark und modern ausgebaute, damals deutsche Festung Metz leistete ab Mitte September 1944 zwei Monate lang Widerstand und blockierte so den Vormarsch der US-Truppen auf Saarbrücken. Weiter südlich hatten die US-Truppen den von der Wehrmacht gehaltenen Vogesenkamm noch nicht überwunden und waren damit weit vom Rhein mit seiner Uferbefestigung als Teil des Westwalls entfernt. Bis zum 15. Dezember 1944 erreichten sie dann bei Strasbourg (Straßburg) den Rhein, überschritten bei Saarlouis (Saarlautern) die Saar, um in die dortige erste Linie des Westwalls, die „Saar“-Stellung, zu stoßen, und kamen bei Wissembourg (Weißenburg) mit den sehr starken Westwallanlagen der Weißenburger Senke in Kontakt. Alle Versuche, dort wegen des für den weiteren Vormarsch von motorisierten Truppen sehr gut geeigneten Geländes den Westwall bis zum Ende des Jahres 1944 zu durchbrechen, scheiterten jedoch an den gerade dort gegen Panzer stark ausgebauten Hindernissen und dem extrem dichten Ausbau dieses Westwallabschnittes mit Bunkern aller Art, insbesondere an einer Vielzahl von B-Werken und Artillerie-Bunkern. Trotz vorbereitender Bombardierung sowie dem Einsatz von Panzern und schwerer Artillerie gelang den US-Streitkräften der Durchbruch an dieser Stelle nicht.

Die Schlacht im Hürtgenwald

Es gelang den Amerikanern zwar, bis 21. Oktober 1944 zuerst die erste Linie des Westwalls westlich von Aachen und dann die zweite Linie östlich der Stadt zu durchbrechen und die Stadt Aachen zu erobern. Als sie aber südlich von Aachen, bei Roetgen, den Einbruch der Task Force Lovelady in die erste Linie des Westwalls am 15. September 1944 ausnutzen und weiter auf Düren vorstoßen wollten, gerieten sie in den nördlichen Ausläufern der Eifel in das hügelige, von steilen Talhängen durchzogene und mit dichtem Wald bedeckte Gebiet des Hürtgenwaldes, in dem die hintere Linie des Westwalls lag. Diese Linie war die dort ab 1938 weit von der Grenze entfernt gebaute „Limes“-Stellung des Westwalls. Die amerikanischen Truppen hatten Mitte September 1944 also nicht, wie sie glaubten, „den Westwall“, sondern nur die erste Linie des Westwalls, die ab 1939 gebaute „Aachen“-Stellung, durchbrochen. Mit der am 26. Oktober 1944 beginnenden Schlacht im Hürtgenwald begann ein wochenlanger Kampf in der dortigen zweiten Linie des Westwalls, wobei die US-Armee ihre materielle Stärke im schroffen und waldreichen Gelände nicht zur Geltung bringen konnte und die Wehrmacht die Bunkeranlagen sowie das Festungskabelnetz geschickt zur Verteidigung nutzte. Damit steckte der US-Angriff südlich von Aachen erst einmal fest. Für Amerikaner ist der Hürtgenwald heute noch ein Ort der Erinnerung an eine Schlacht voller Schrecken und mit hohen Verlusten für ihre Truppen. Aus US-amerikanischer Perspektive steht „Hurtgen Forest“ (mit der zufälligen Nebenbedeutung „to hurt = verletzen“) neben „D-Day at Omaha-Beach“ (Invasion am 6. Juni 1944 am Strandabschnitt „Omaha“) und „Battle of the Bulge“ (die im folgenden behandelte Ardennenoffensive oder „Schlacht der Beule“, wie die Amerikaner sie wegen des Frontbogens nennen) für den Schrecken des Zweiten Weltkrieges in Europa.



US-Panzer Sherman mit 76-mm-Kanone, ein „Bunkerknacker“.



55 Jahre nach der Schlacht im Hürtgenwald fanden Kampfmittelsucher hier die Leichen von zwei amerikanischen und einem deutschen Soldaten.

Ernest Hemingway, im Herbst 1944 Kriegsberichterstatter bei der US-Armee, ließ den fiktiven Charakter Colonel Richard Cantwell in seinem Roman „Across the river and into the trees“ (1950) die Hürtgenwaldschlacht als „Passchendaele with tree bursts“ bezeichnen und über die Planung durch General Eisenhower folgendes ausführen:

„An army can get to be huge, but you can close up a little bit ... I understand the necessity of the big executive of being removed from contact with his working people. I understand about the size of the army and various problems. I even understand logistics, which is not difficult. But no one commanded from that far back in history.“

(Eine Armee kann groß werden, aber man kann auch etwas näher heranrücken ... Ich verstehe die Notwendigkeit, den großen Chef von seinen arbeitenden Leuten zu trennen. Ich verstehe die Größe der Armee und die verschiedenen Probleme. Ich verstehe sogar die Nachschubfrage, was nicht schwierig ist. Aber niemand kommandierte jemals in der Geschichte eine Schlacht von so weit hinten. Übers. d. Verf.)

(Passchendaele war eine verlustreiche und erfolglose britische Schlacht in der baumlos geschossenen Landschaft Flanderns 1917, die Explosion von Granaten in den Bäumen der dichten Wälder des Hürtgenwaldes erhöhte die Verluste noch, da die Splitter nun auch von oben in die Schützenlöcher schlugen. Anm. d. Verf.)

(Zitiert nach Whiting, Charles (2002): West Wall. The Battle for Hitler's Siegfried Line. London, Seite 54)

Die Rolle des Westwalls zwischen September und Dezember 1944

Bis zum 15. Dezember 1944 hatte der Westwall den ihm von Seiten der deutschen Führung zgedachten Zweck im Großen und Ganzen erfüllt. Seine Bunker und permanenten Hindernisse waren für die von einer halben Million Menschen geschanzten Feldstellungen wie Korsettstangen, sein Festungskabelnetz bot gegen Beschuss gut geschützte und damit sichere Kommunikation, besonders zum Anfordern von Artillerieunterstützung und Verstärkung. Er bot den improvisierten und schlecht ausgebildeten deutschen Truppen Sicherheit vor Artilleriefeuer und Schutz vor der Witterung. Er war nicht undurchdringlich, aber

ein Durchbruch kostete Zeit und Angriffskraft und gab damit der deutschen militärischen Führung Zeit und Gelegenheit, Reservegruppen zur Abriegelung der Durchbruchsstelle und für einen Gegenangriff bereitzustellen. Uneinnehmbare Festungen sind eine Legende, es gibt sie nicht, der Kampf zwischen Festung und Belagerung ist immer eine Frage der Zeit und der Kräfte auf beiden Seiten. Die uneinnehmbare Festung und der undurchdringliche Westwall beeindruckten jedoch den militärischen Laien und waren gerne genutzte Sprachbilder der Propaganda des NS-Regimes, um das eigene Volk in Sicherheit zu wiegen und zum Durchhalten zu bewegen. Natürlich sollte diese Propaganda auch den Feind beeindrucken, in der Zeit zwischen 1938 und 1940 genauso wie im Jahr 1944.

Auch die Alliierten waren durchaus beeindruckt von der „Siegfried-Line“, wie sie den Westwall nannten. Bereits im Ersten Weltkrieg hatten sie mit der gut ausgebauten Siegfried-Stellung ab 1917 schlechte Erfahrungen bei ihren Angriffen gemacht und diese Festungslinie damals „Hindenburg-Line“ genannt. Die mangels eigener Landfestungen im Festungskampf unerfahrenen Amerikaner und Briten hatten am Atlantikwall besonders am Omaha-Strandabschnitt die Erfahrung machen müssen, dass ein einzelnes MG und einige verbunkerte Geschütze zu hohen Verlusten führen konnten. Und der Kampf um die Festung Metz hatte ihnen klargemacht, dass selbst die alten deutschen Festungen des Kaiserreiches auch noch nach Jahrzehnten ernsthafte Hindernisse waren. Was war dann erst von den modernsten deutschen Festungsanlagen zu befürchten? Gesehen hatten alliierte Soldaten sie auch 1939/40 bestenfalls aus der Ferne, Luftbilder ermöglichten es ihnen 1944, Bunker zu identifizieren. Der inzwischen um die Bunker wieder dichte Bewuchs erschwerte dies jedoch. Und ob diese Bunker besetzt waren und wie sie aufgebaut, bewaffnet und anzugreifen waren, das wussten sie nicht. Sie mussten es erst durch Versuche erlernen in dem Bewusstsein, dass ein Irrtum für sie tödlich sein konnte. Für eine auf motorisierten Bewegungskrieg ausgerichtete und ausgebildete Truppe war diese Art von Krieg anfangs bedrohliches Neuland.

Darüber konnte auch die alliierte Propaganda nicht hinwegtäuschen. Das bereits 1939 in Großbritannien entstandene und 1940 aufgenommene Lied „We’re gonna hang out the washing on the Siegfried Line“ (Übersetzt: Wir werden die Wäsche auf der Siegfried-Linie/Leine aufhängen) führte ab September 1944 zu Propagandafotos mit wäschebehangenen Leinen über gerade eroberten Höckerlinien des Westwalls. Die realistische Sicht eines US-Soldaten beim Angriff auf einen Westwallbunker gibt am besten eine anonyme Äußerung im YANK-Magazin im September 1944 wieder. „I don’t care if the guy behind the gun is a syphilitic prick who is a hundred years old, he’s still sitting behind eight feet of concrete and he’s still got enough fingers to press triggers and shoot bullets, ain’t he?“ (Übersetzt: Es ist mir gleichgültig ob der Kerl hinter der Waffe ein syphilitischer Scheißkerl ist, der hundert Jahre alt ist, er sitzt immer noch hinter zweieinhalb Metern Beton und er hat immer noch genug Finger, um Abzüge zu drücken und Kugeln zu verschießen, nicht wahr?). Die US-Soldaten mussten lernen, wie man die Bunker bekämpfen konnte, und dass sie auch einer schlecht ausgebildeten Bunkerbesatzung erst einmal ungeschützt gegenüberstanden. Neben taktischen Verfahren mussten sie ganz elementare Erkenntnisse gewinnen. So sind noch heute an Festungsanlagen in Frankreich und Belgien Schäden zu erkennen, die durch Probesprengungen der alliierten Truppen verursacht worden sind. Diese merkten im September 1944 schnell, dass sie erst einmal lernen mussten, wie wirksam ihre Sprengladungen überhaupt gegen Stahlbeton waren.

Der Zusammenbruch des Westwalls 1945

Die Ardennenoffensive

Am 16. Dezember 1944 griff die Wehrmacht völlig überraschend erneut aus dem Westwall heraus an. Unter Aufbietung der letzten Reserven versuchten die deutschen Soldaten mit schweren Panzern durch die engen Täler der Ardennen einen Vorstoß auf Antwerpen, um die amerikanischen und britischen Truppen zu trennen und



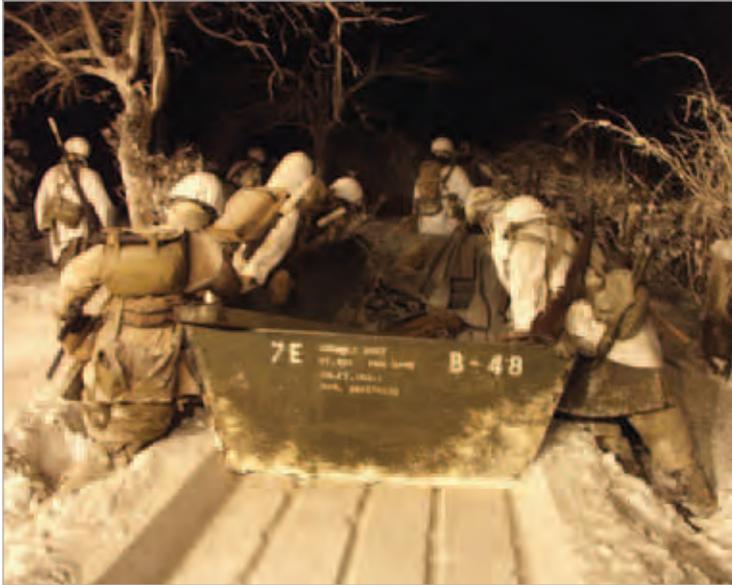
Reste eines US-Schützenlochs für zwei Soldaten, die hier von der Ardennenoffensive überrascht wurden.



Deutsche Truppen mit einer Panzerabwehrkanone im Winter 1944/45 (Rekonstruktion).

Reste deutscher Schützengräben vor dem Westwall, Ausgangsstellung der Ardennenoffensive.





*US-Truppen im tiefen Schnee im Winter 1944/45
(Rekonstruktion).*



*US-Truppen beim Essen in einem Haus in der Etappe
(Rekonstruktion).*

vom inzwischen aus Antwerpen fließenden Nachschub abzuschneiden. Nach Anfangserfolgen aufgrund der Überraschung und der wegen des schlechten Wetters fehlenden Luftunterstützung für die amerikanischen Truppen scheiterte diese letzte Offensive wegen des zähen Widerstandes und der schnellen Reaktion der US-Armee. Pattons 3. Armee beendete ihren Angriff auf den Westwall im Saarland, machte nach einer 90-Grad-Drehung Front nach Norden und rückte zum Entsatz der in der belgischen Stadt Bastogne eingeschlossenen alliierten Truppen vor. Bastogne selbst wurde im letzten Augenblick mit Reserven der US-Armee verstärkt, insbesondere die 101. Luftlandedivision erreichte die Stadt auf Lastkraftwagen kurz vor der Umschließung durch die Deutschen. Nachdem das Wetter einige Tage später wieder aufgeklärt war, wurde alliierte Luftunterstützung wieder möglich und die amerikanische Luftüberlegenheit zeigte mit Bombardements und Versorgungsflügen entscheidende Wirkung. Die deutsche Offensive scheiterte nicht zuletzt auch am Treibstoffmangel der deutschen Truppen, die ihre Planung auf zu erbeutenden amerikanischen Treibstoff aufgebaut hatten. Nachdem sich die deutschen Truppen vom 12. bis zum 19. Januar 1945 wieder auf ihre Ausgangsstellungen im Westwall zurückziehen mussten, waren nun die Stellungen im Westwall mangels Reserven auf Dauer nicht mehr zu halten.

Der Zusammenbruch

Die alliierten Truppen hatten gelernt, mit dem Westwall fertig zu werden. Sie konnten dabei auch teilweise auf die von der Wehrmacht beim Westfeldzug 1940 demonstrierten taktischen Verfahren zurückgreifen. Ihre modernen Panzer wurden so zum Problem für die Bunker. Die 76-mm- und 90-mm-Geschütze dieser Panzer durchschlugen die 10-cm-Schartenplatten, die in der Regel nicht aus Panzerstahl, sondern aus einfachem Walzstahl bestanden. Bei direkten Treffern anderer Waffen in die Scharten von Schartenplatten und Panzertürmen wurden die Scharten oft zerstört und damit die Bunker geöffnet. Auch war es mit einer größeren Anzahl von Treffern möglich, die sichtbaren Betonwände zu



Die Illusion von Sicherheit. MG-Bunker mit drei Durchschüssen von 76-mm-US-Panzerkanonen in der Scharthenplatte 1944/45.

durchschlagen. Und wenn es einem Panzer gelang, in den Rücken eines Bunkers zu rollen, dann konnte er gegen Eingänge und Flankierungsscharte schießen, die diesem Beschuss nicht gewachsen waren. Die meisten Bunker wurden jedoch von Pionieren im Nahkampf zerstört. Zuerst wurde die Besatzung durch Artilleriefeuer in die Bunker getrieben, dann durch Beschuss mit Panzern, Pak und MG gezwungen, die Scharten zu schließen. Nun war der Bunker blind und Pioniere konnten sich, gedeckt von Infanterie, mit Sprengladungen dem Bunker nähern. Sie konnten so Scharten und Türen, Lüftungspanzer und Schornsteinhauben aufsprengen und dann weitere Sprengladungen, Handgranaten oder Phosphorgranaten in den Bunker werfen. Oder mit einem Flammenwerfer in die Öffnung feuern. Oder Türen und Scharten wurden mit einer gepanzerten Planierdraht einfach zugeschoben und die Besatzung so lebendig begraben. Denn viele Bunker hatten keinen Notausgang. Wenn sie bei ihrem Angriff darauf achteten, benachbarte Bunker während des Angriffs durch Scharthenbeschuss nieder zu halten oder durch Rauchgranaten zu blenden, dann waren sie oft erfolgreich. So kämpften sie sich Bunker für Bunker durch den Westwall.

Mitte Februar griffen die US-Truppen nach dem Scheitern der deutschen Ardennenoffensive den Westwall erneut an. General Patton, der Oberbefehlshaber der 3. US-Armee, beschrieb, wie der Kampf um die Bunker nun verlief:

„Im Zuge unserer Operation setzte die 90. Division in ungefähr 48 Stunden allein 120 Bunker bei einem Verlust von nicht einmal 120 Mann außer Gefecht. Diese Leistung gelang durch sorgfältige Erkundung. Die Bunkeröffnung brachte sie mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zum Schweigen, während der an der Rückseite gelegene Eingang durch Dynamit und teilweise von 15,5-cm-Geschützen (Selbstfahrgeschützen) auf kurze Distanz gesprengt wurde.“

(Nach Christoffel, Edgar (2011): Krieg am Westwall 1944/45, Band 2, Aachen, Seite 388)

Für die deutschen Soldaten waren die meisten Alternativen tödlich. Verließen sie ihre Bunker, um zu kämpfen, standen sie der materiellen Überlegenheit der alliierten Truppen gegenüber. Blieben sie im Bunker, wurden sie in ihm getötet. Flohen sie rechtzeitig, drohte ihnen im Hinterland das Standgericht wegen Feigheit vor dem Feind mit Erschießung. Wollten sie sich den Alliierten ergeben, mussten sie evtl. damit rechnen, von fanatischen Kameraden dabei erschossen zu werden. Der Westwall wurde auf breiter Front angegriffen und durchbrochen, am 20. März 1945 war der Widerstand auf dem westlichen Rheinufer weitgehend zusammengebrochen. Am 23. März 1945 überquerten starke alliierte Kräfte bei Wesel den Rhein und schlossen zusammen mit den am 7. März 1945 mittels einer intakten Brücke bei Remagen über den Rhein gegangenen Truppen große Teile der Wehrmacht im sog. Ruhrkessel ein. Damit brach der Widerstand im Westen endgültig zusammen. Am 8. Mai 1945 kapitulierte die Wehrmacht, der Zweite Weltkrieg war in Europa zu Ende. Die deutsche Führung opferte nicht nur ihre Soldaten in aussichtslosen Kämpfen, sondern schickte auch immer mehr alte Männer und HJ-Jungen als Volkssturm in Kämpfe, in denen

sie keine Chance hatten und nur noch sinnlos geopfert wurden. Hitler selbst inszenierte seinen grandiosen Untergang skrupellos vor der Kulisse des Untergangs des deutschen Volkes und viele Führer, die ihn unterstützt hatten, folgten ihm zuletzt fanatisch bis in den Tod oder aber setzten sich selbst rechtzeitig ab, nachdem sie bis zuletzt noch Menschen in einen sinnlosen Tod geschickt hatten.

Der Westwall nach 1945 bis heute

Die Zerstörung des Westwalls

Die alliierten Soldaten hatten während der Kämpfe um den Westwall schnell gelernt, jeden eroberten Bunker sofort zu sprengen, da er sonst in der folgenden Nacht von deutschen Soldaten zurückerobert werden konnte und dann erneut eingenommen werden musste. Um nach der Kapitulation für die Zukunft weitere Kriege von deutscher Seite zu verhindern, sollten mit der Direktive Nr. 22 des Alliierten Kontrollrates vom 6. Dezember 1945 die deutschen Befestigungen innerhalb von fünf Jahren zerstört werden, so auch der Westwall. Die Bunker und Hindernisse wurden, soweit möglich, systematisch gesprengt, oft mit Fundmunition. Dabei kam es zu Beschädigungen und Zerstörungen intakter ziviler Häuser, was die Bevölkerung verbitterte und zu Protesten führte. Besonders im Saarland nahmen die französischen Besatzungstruppen daraufhin verstärkt auf das Eigentum der Bevölkerung Rücksicht, weswegen dort noch heute relativ viele Bunker erhalten sind.

Für die Grundstücksbesitzer, auf deren Grund und Boden beispielsweise ein Bunker errichtet worden war, stellte sich nach dem Krieg die Frage, wer für die auf ihrem Grundstück errichteten Westwallanlagen nun verantwortlich sei. Erst 1956 wurde am Beispiel von Bunkeranlagen in Rheinland-Pfalz vom Bundesgerichtshof geklärt, dass die Bundesrepublik Deutschland und nicht der Grundstückseigentümer Eigentümer der Bunker und



Hier wurde die Höckerlinie kurzerhand in den Garten integriert.



Gesprengter Westwallbunker im Pfälzer Wald.



Ein im Beton erhaltener Unterstand mit nur von außen zu erreichendem Kampfraum (rechts).

Hindernisse und damit für diese verantwortlich ist. Diese Verantwortung kann sich von der Pflicht zur Beseitigung bis zur Verkehrssicherungspflicht erstrecken. Mit dieser Begründung wurden von der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben Jahr für Jahr bereits gesprengte Bunker, in Einzelfällen auch noch neu aufgefundene intakte Anlagen, mit Abbruchmaschinen zerkleinert und danach die Trümmer oft nur übererdet. Insbesondere im Wald führte diese Vorgehensweise zu großen Schäden an der Vegetation. Am 1. Oktober 2014 hat das Land Rheinland-Pfalz von der Bundesrepublik Deutschland per Staatsvertrag den Westwall in Rheinland-Pfalz übernommen, die Landesstiftung „Grüner Wall im Westen – Mahnmahl ehemaliger Westwall“ hat nun die Verkehrssicherungspflicht.

Denkmalschutz und Westwallforschung

Der Westwall ist in den vom ihm betroffenen vier Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland und Baden-Württemberg auf unterschiedliche Art – entsprechend den jeweiligen Landesdenkmalgesetzen – unter Denkmalschutz gestellt. In Rheinland-Pfalz geschah dies als Strecken- und Flächendenkmal „Westbefestigung“ (Westwall und Luftverteidigungszone West). Über die noch laufende Erfassung der Einzelanlagen des Westwalls hinaus und unabhängig vom Denkmalschutz sind in den letzten Jahren mehrere privat geführte Westwallmuseen und Westwall-Wanderwege in unterschiedlicher Trägerschaft mit verschiedenen Inhalten, Zielsetzungen und auch Qualitäten entstanden. Die Literatur zum Westwall nach dem Zweiten Weltkrieg begann im Wesentlichen erst 1984 mit dem Buch „Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel“ von Manfred Groß. Dem folgte 1990 das zweibändige Werk „Der Westwall“ von Dieter Bettinger und Martin Büren, dabei behandeln Band 1 den Bau und Band 2 die Technik auf zusammen etwa 1300 Seiten. Diese Abhandlung gilt als *das* Grundlagenwerk zum Westwall. Mit diesem Werk und den in ihm genannten Quellen kann der heute weitgehend in Trümmern liegende Westwall gedanklich rekonstruiert und der weitergehenden historischen Forschung wieder zugänglich gemacht werden. Die weitere Literatur zum Westwall teilt sich in Werke, die stark auf die militärtechnische Seite des Westwalls abstellen, in Bücher, besonders aus dem angelsächsischen Raum, die die Kämpfe um den Westwall 1944/45 thematisieren, in Veröffentlichungen mit regionalgeschichtlichem Fokus und in Werke, die den Westwall mit anderen Geschichtsfeldern wie beispielsweise der Kulturgeschichte verbinden. Dabei ist die oft zu beobachtende fehlende Kommunikation zwischen den Westwall- und Festungsforschern und den professionellen Historikern ein Hindernis bei der umfassenden historischen Einordnung des Westwalls. Erstere widmen sich ihrer Forschung als Hobby und haben oft ein primär militärtechnisches Interesse, ohne den Kontext der NS-Diktatur immer ausreichend mit zu

betrachten, für letztere ist der Westwall ein oft abstrakter Begriff, der nur mit „Bunkern“ und „Drachenzähnen“ und damit mit der verbreiteten Ikonografie des Westwalls verbunden wird. Ein Dialog wäre hier zum gegenseitigen Verständnis und zum Austausch von Westwallwissen und Forschungsmethoden hilfreich, um Pauschalurteile wie „Täterort“ oder „militärisch sinnlos“ zu vermeiden. Auf Seiten der Festungsforscher gibt es mit dem INTERFEST e.V. und mit der losen Vereinigung „Westwalltag“ bereits seit Jahrzehnten aktive Vereinigungen, die in ihren Publikationen umfangreiches Wissen dokumentiert haben, und den Westwall darüber hinaus im Kontext der Festungsgeschichte in Europa verorten. Ihre internationale Mitgliedschaft nimmt den Westwall heute als einen Teil der europäischen Festungssysteme dieser Epoche wahr.

Naturschutz am Westwall

Die überwiegend gesprengten Bunker und die Hindernisse hat sich mit den Jahren die Natur zurückerobert. Da der Beton als kalkreicher Fels anzusehen ist und Bunkerruinen wie Hindernisse nicht bewirtschaftet werden können, haben sich dort spezifische Biotope ungestört entwickeln können und sind durch ihre flächenhafte Verteilung, besonders in der Kulturlandschaft von Landwirtschaft und Forstnutzung, zu Trittsteinen einer hochwertigen Biotopvernetzung geworden. Ein prominentes Beispiel hierfür ist die Wildkatze, die die Bunkerruinen als geschützten Ort auch zur Aufzucht ihrer Jungen nutzt und sich entlang dieser Ruinenkette ausbreiten kann.

Fazit

Der Westwall ist einerseits ein Teil der in Europa errichteten Festungssysteme der Zwischenkriegszeit, andererseits wurde er als einziges System von einer Diktatur errichtet, um einen Angriffskrieg vorzubereiten, ohne dies dem Volk zu offenbaren. Hitler sprach zu Propagandazwecken immer wieder von Frieden und vom Westwall als Schutz der deutschen Bevölkerung vor dem Krieg und griff damit die Angst der Menschen vor der Wiederholung des Ersten Weltkrieges in ihrer eigenen Heimat auf. Gleichzeitig plante das NS-Regime systematisch den Krieg und wollte den Westwall als Schutzschild nach Westen verwenden, um im Osten „Lebensraum“ erobern zu können und diesen nach Versklavung, Vertreibung oder Vernichtung der einheimischen Bevölkerung zu „germanisieren“. Daher griff Hitler auch in die Planungen der Festungspioniere ein und verlangte einen Ausbau des Westwalls in vier Monaten anstelle der damals geplanten 14 Jahre, um zum 1. Oktober 1938 als ersten Schritt die Tschechoslowakei angreifen zu können. Die „militärisch besetzte Großbaustelle“, die der Westwall damals darstellte, brauchte ihre tatsächliche, eher unzureichende Verteidigungsfähigkeit durch das Münchener Abkommen und die auf Verteidigung, nicht aber auf Angriff ausgerichtete französische Militärdoktrin nicht nachzuweisen. Nach weiteren elf Monaten Bau am Westwall schien es dann am 3. September 1939 mit der französischen und britischen Kriegserklärung wegen des deutschen Einmarsches in Polen für den Westwall ernst zu werden, aber die französische Armee griff den Westwall nicht entschlossen an und blieb in ihrer Maginot-Linie. Durch das schnelle Ende des Polenfeldzugs konnten bereits im Oktober 1939 Truppen aus dem Osten in den Westwall verlegt werden und die schwachen Truppen dort verstärken, womit sich das Zeitfenster für einen erfolgversprechenden Einbruch in den Westwall für die Alliierten zunehmend schloss. Als am 10. Mai 1940 der deutsche Angriff im Westen begann, war weitere acht Monate am Westwall gebaut worden, allerdings konnten bis dahin nicht alle Planungen auch umgesetzt werden. Für

die nationalsozialistische Kriegspolitik hatte der Westwall seine Aufgabe erfüllt: Er hatte dem Volk Sicherheit vor einem Krieg vorgegaukelt, bis es von der NS-Regierung selbst in einen Krieg geführt wurde. Und er hatte diesen Krieg gegen Polen für das Deutsche Reich erfolgreich führbar gemacht, da er besonders in Frankreich dem fehlenden politischen Willen zum tatsächlichen Führen eines Krieges ein Argument lieferte und damit den Zweifrontenkrieg verhinderte. Anschließend hatte er als gesicherte Ausgangsstellung für den Angriff im Westen gedient.

Nach der Niederlage Frankreichs, dem Rückzug Großbritanniens und der Besetzung der BeNeLux-Länder wurde ab Sommer 1940 ein Großteil des demontierbaren Materials aus dem Westwall ausgebaut, an den Atlantikwall gebracht und dort wieder eingebaut, besonders Inneneinrichtungen, Festungswaffen und Hindernisse. Zurück blieben leere Betonbunker, stationäre Hindernisse und die B-Werke. All dies verschwand zunehmend unter der Vegetation. Im September 1944 erreichten die Alliierten die deutsche Reichsgrenze und damit den Westwall. Unter dem Befehl der Gauleiter der NSDAP unter rücksichtslosem Einsatz von Zivilbevölkerung inklusive Frauen und Kindern, Zwangsarbeitern sowie Kriegsgefangenen in einen notdürftigen Verteidigungszustand versetzt, wurde er mit hastig aufgestellten Einheiten besetzt, die sich oft aus versprengten Soldaten und Luftwaffen- und Marinetruppen ohne infanteristische Kampferfahrung zusammensetzten. Vor diesem Hintergrund und wegen der fehlenden Möglichkeit zum Einbau moderner Panzerabwehrwaffen wird dem Westwall teilweise bis heute für die Jahre 1944/45 jeglicher militärischer Wert abgesprochen. Dabei wird übersehen, dass gerade der Westwall den anfangs nur drittklassigen Truppen der Wehrmacht, die in keiner offenen Feldschlacht bestanden hätten, den notwendigen Rückhalt bot. Die allermeisten Westwallbunker waren einfache Unterstände, die aus dem Bunker heraus gerade einmal ihre Eingangstür verteidigen konnten. Aber sie boten Schutz vor Artilleriefeuer, hatten einen Telefonanschluss, um Unterstützung anzufordern und waren besonders im Winter im Vergleich mit offenen Schützenlöchern eine verhältnismäßig gute

Unterkunft. Und in einem MG-Stand saß der Schütze relativ gut geschützt. Der angreifende alliierte Soldat hingegen saß in einem Erdloch, oft ungeschützt gegen Artilleriefeuer in die Baumkronen, und musste gegen die Bunker anstürmen. Einfache GIs beschrieben mit drastischen Worten, was für sie die Wirkung des Westwalls war: Er kostete sie Zeit und ihr Blut. Die alliierte Führung wollte diese Zeit und das Blut ihrer Soldaten ursprünglich nicht opfern und plante daher die Umgehung des Westwalls über Arnheim. Dies misslang, ebenso ein Durchbruch südlich von Aachen, der zur Hürtgenwaldschlacht führte, mit hohen Verlusten für die amerikanischen Truppen. Die Wehrmacht versuchte noch mit der Ardennenoffensive einen Gegenangriff aus dem Westwall, erst als dieser zusammengebrochen war, gelang es den Alliierten, durch den Westwall weiter ins Deutsche Reich vorzustoßen und den Krieg zu beenden. Zuletzt kostete er noch das Leben vieler deutscher Soldaten, die ihn „bis zum letzten Mann“ verteidigen sollten und dabei von der Wehrmachts- und Parteiführung mit dem Tod bedroht wurden, falls sie es überleben sollten. Wegen ihrer Jugend oder ihrer Herkunft aus Luftwaffen- und Marineeinheiten kampfunerfahrene Soldaten wurden von der NS-Propaganda mit behaupteten Erfolgen der „Wunderwaffen“ über die wahre Lage getäuscht und von einer verantwortungslosen Wehrmachts- und Parteiführung geopfert. Neben ihnen gab es allerdings auch Einheiten, insbesondere der Waffen-SS, die weiterhin fanatisch kämpften und auch Kriegsverbrechen begingen, besonders bei der Ardennenoffensive.

Für die Zivilbevölkerung war der Westwall anfangs eine Friedenshoffnung, vermittelt von der Propaganda des NS-Staates. Aber er war auch harte Arbeit unter dem Zwang des NS-Staates für die Arbeiter am Westwall. Überzeugte Nationalsozialisten und nicht wenige Volksgenossen profitierten vom Westwallbau. Organisatoren und Führer machten Karriere im NS-System, Unternehmer machten Gewinne, Vermieter und Wirte nutzten die Konjunktur. Viele reihten sich durchaus gern und voller Glauben an die von der NS-Führung verkündeten Parolen in den Westwallbau ein. Für die Mehrheit der im Westwallgebiet

lebenden Menschen war sein Bau oft eine starke, durchaus auch negative Veränderung ihrer Lebensumstände. Dass ihre Heimat damit Kampfgebiet werden würde, bewahrheitete sich ansatzweise bereits 1939. Die Bewohner der Grenzgemeinden wurden evakuiert, ihr Eigentum durch vereinzelte Kämpfe, aber auch durch die NS-Siedlungsbürokratie teilweise zerstört. 1944 wurde dann die Bevölkerung von der NSDAP zu Schanzarbeiten herangezogen, auch Frauen und Kinder, oft unter Beschuss aus der Luft. Überzeugte Nationalsozialisten, besonders die Gauleiter und ihnen nachgeordnete Führer der NSDAP, konnten sich hierbei als militärische Führer aufspielen. Während Teile der Zivilbevölkerung wegen der Luftgefahr und der laufenden Ernte versuchten, dem Schanzen zu entgehen, waren Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene der Willkür der Parteiführer ausgesetzt. Auch wenn mancher fanatische Nationalsozialist noch an den Endsieg glauben wollte und diejenigen denunzierte, die dies nach seiner Meinung nicht mehr taten, so war doch die Zivilbevölkerung generell zwischen Luftangriffen, vorrückenden Fronten und Bedrohung durch NSDAP und Gestapo in einer verzweiferten Lage. Wer keine weiße Fahne raushängte, riskierte sein Leben, wer es zu früh tat, auch. Manche Orte wurden kurzfristig evakuiert, in anderen mussten die Menschen bleiben. Diese erlebten die monatelangen Kämpfe um den Westwall und mussten versuchen, mitten in der Schlacht zu überleben. Für die Menschen, die vom Deutschen Reich gefangen gehalten wurden, bedeutete der Westwall eine Verlängerung ihrer Leiden und oft auch den Tod, hatte das Regime doch etwa vier zusätzliche Monate Zeit, Juden, Sinti und Roma und andere KZ-Gefangene im Lagersystem der SS zu vernichten. Zwangsarbeiter wurden in der Rüstungsindustrie weiter ausgebeutet und, wie auch Kriegsgefangene, völkerrechtswidrig in erheblicher Zahl zum Schanzen am Westwall eingesetzt, dabei in die Kampfhandlungen hineingezogen und auch verletzt und getötet.

Vom Westwall ist auf den ersten Blick nur der Beton und der Stahl übriggeblieben, oft nur noch als Trümmerhaufen. Dabei gehört er technisch noch nicht einmal zu den besonders beeindruckenden Festungssystemen. Auch die Logistik bei seinem Bau ist keine beeindruckende Organisationsleistung, sondern das Ergebnis eines rücksichtslosen Einsatzes von Menschen, Material und Geld, der Menschen durch Terror gefügig machte, Material dem Wohnungsbau entzog und das Reich an den Rand des Bankrotts brachte.

Was aber bleibt, ist die Erinnerung an die Menschen, deren Schicksal mit ihm verbunden war:

- ◆ Der Soldat des Ersten Weltkrieges und der Bürger, die ihre Friedenshoffnung in ihn setzten und bitter enttäuscht wurden.
- ◆ Der Bauer, der sein Land hergeben musste und dessen Hof dann von Siedlungsbürokraten vorsätzlich zerstört wurde.
- ◆ Der Arbeiter, der gegen seinen Willen am Westwall bauen musste und ins Arbeitserziehungslager kam, weil er dazu seine nicht NS-konforme Meinung gesagt hatte.
- ◆ Der Zwangsarbeiter, der am Westwall schanzen musste und bei einem Jagdbomberangriff getötet wurde.
- ◆ Der deutsche Soldat, dessen Leben im Bunker durch eine Phosphorgranate endete.
- ◆ Der amerikanische GI, der von einer MG-Garbe aus einem zugewachsenen Bunker überrascht und zerrissen wurde.
- ◆ Der KZ-Insasse, der vier weitere Monate Hunger und Qual nicht mehr überlebt hat.

Mit ihnen allen ist der Westwall verbunden, und an sie kann und soll auch heute noch am Westwall gedacht und erinnert werden. Beton und Stahl sind mit vielen verschiedenen Menschen und ihrem ganz unterschiedlichen Schicksal verbunden. Aus dem ehemaligen „Westwall“ ist heute ein Mahnmal ihres Schicksals geworden.



*Gesprengter Bunker
im Bereich
Ormont-Hallschlag.*



*Höckerlinie Typ B
(neue Bauart ab 1939)
im Bereich
Ormont-Hallschlag.*

Der Autor

Werner Schmachtenberg, Dipl.-Ing., Jg. 1953, pensioniert. Langjährige Forschungen zu den Festungssystemen Deutschlands, Frankreichs und Belgiens zwischen 1860 und 1945, Guide im belgischen Fort Eben-Emael, Student der Geschichte der Moderne an der TU Darmstadt.

Zeitzeugenaussagen, Archiv Maria Braus

Die Zeitzeugenaussagen stammen aus einem 1986 am Regino-Gymnasium in Prüm im Rahmen einer Projektwoche von Maria Braus durchgeführten Projekt zum „Westwall im Altkreis Prüm“. Näheres siehe auch: Braus, Maria: *Der Westwall im Altkreis Prüm*; sowie: *Der Westwallbau im Altkreis Prüm – Ergebnisse einer Befragung*; beides in: *Geschichtlicher Arbeitskreis Bitburger Land* (Hg.) (1994): *Dokumentation Westwall in der Eifel. Bitburg (Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes, 14)*, Seiten 19–28.

Bildnachweis

Umschlag: *Die Höckerlinie bei Steinfeld 2015*. Fotografie Julia Kratz.
Innentitel: *Ausschalung von mit hölzernen Schalungselementen betonierten Höckern*. NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 914/Bundesarchiv, aus: Gruber, Eckhard (Hg.): *Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938 bis 1945*. Berlin 1992, S. 21.

Seite 8: Walter Stutterich/Patrice Wijnands.
Seite 9: Fotografie Werner Schmachtenberg.
Seite 12, rechts: Militärhistorisches Museum der Bundeswehr Dresden (Festung Königstein); alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
Seite 13, links: Wehrtechnische Studiensammlung Koblenz; alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
Seite 14: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
Seite 15, links und rechts oben: Ludwig, Karl: *Westwallbau und Kriegsgeschehen in der Südpfalz – Der Otterbachabschnitt 1936–1945*, in: Rolf Übel/Oliver Röller (Hrsg.): *Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt, Ludwigshafen am Rhein 2012*, S. F 8 und F 10.
Seite 15, rechts unten: Museumsbunker am Hotel-Restaurant Littermont, Nalbach, Fotografie Werner Schmachtenberg.
Seite 16, links: TK LVerGeo RP, Einträge Karl Ludwig; Seite 16, rechts: Karl Ludwig. Beide Abbildungen aus Ludwig, Karl: *Westwallbau und Kriegsgeschehen in der Südpfalz – Der Otterbachabschnitt 1936–1945*, in: Rolf Übel/Oliver Röller (Hrsg.): *Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt, Ludwigshafen am Rhein 2012*, S. F 6 und F 15.
Seite 17: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
Seite 18, oben: Landeshauptarchiv Koblenz – Bild LU14313 ©LHA KO/Bruno Fischer. Seite 18, Mitte: Landeshauptarchiv Koblenz – Bild LU16906 ©LHA KO/Wolfgang Lemp. Seite 18, unten: Landeshauptarchiv Koblenz: Bestand 710, Fotosammlung 01.07.01, Foto 11042.

Bildnachweis

- Seite 19, ganz oben: Museumsbunker am Hotel-Restaurant Litermont, Nalbach, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 19, oben: Technik Museum Sinsheim, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 19, unten: Wehrtechnische Studiensammlung Koblenz, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 19, ganz unten: Militärhistorisches Museum der Bundeswehr Dresden (Festung Königstein), Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 20, oben links: Grundzeichnung aus Büren, Martin/Bettinger Dieter Robert: Der Westwall, Bd. 2, Osnabrück 1990, S. 64; Ergänzungen durch Karl Ludwig. Aus Ludwig, Karl: Westwallbau und Kriegsgeschehen in der Südpfalz – Der Otterbachabschnitt 1936—1945, in: Rolf Übel/Oliver Röller (Hrsg.): Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt, Ludwigshafen am Rhein 2012, S. F 3. Seite 20, oben rechts: Wehrtechnische Studiensammlung Koblenz, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 20, unten: B-Werk Besseringen – Verein für Heimatkunde Merzig e. V., Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 21, ganz oben und 2. Bild von unten: Museum ›Hürtgenwald 1944 und im Frieden‹/Sanitätsbunker Simonskall, Fotografien Werner Schmachtenberg. Seite 21, 2. Bild von oben und ganz unten: Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 22: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 23, 1. Bild von oben: Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 23, 2. Bild von oben: Wehrtechnische Studiensammlung Koblenz, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 23, 3. und 4. Bild von oben: Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 24: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 26, links: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 710, Fotosammlung 13, Foto 17459. Seite 26, rechts: Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 27: Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 28: Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 34, oben: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 710, Fotosammlung 01.06.01, Foto 17454. Seite 34, unten: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 710, Fotosammlung 01.06.01, Foto 17453.

Bildnachweis

- Seite 35, links: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 710, Fotosammlung 01.06.01, Foto 17444. Seite 35, rechts oben: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 124/Bundesarchiv. Seite 35, rechts unten: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 470/Privatarchiv Heinrich Niederer, Wörth am Rhein.
- Seite 36: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 415/Bundesarchiv.
- Seite 43: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 712, Plakate 04.22, Plakat 2459.
- Seite 44: Privatarchiv Heinrich Niederer, Wörth am Rhein.
- Seite 46: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 47, oben: Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 710, Fotosammlung 01.07.01, Foto 17566. Seite 47, Mitte: VG-Archiv Bad Bergzabern, Bildsammlung Steinfeld.
- Seite 48, oben: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 493/Verein für Heimatpflege Adenau e. V. Seite 48, unten: NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz NS 495/Verein für Heimatpflege Adenau e. V.
- Seite 51, oben links: Westwallmuseum Sinz, Sebastian Kirch, Fotografie Werner Schmachtenberg. Seite 51, rechts oben und unten: Westwallmuseum Bad Bergzabern, Fotografie Werner Schmachtenberg.
- Seite 52: Stadtarchiv Bad Bergzabern.
- Seite 57: Musée National d'Histoire Militaire Diekirch (Luxemburg), beide Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 59: Musée National d'Histoire Militaire Diekirch (Luxemburg), alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 60: Musée National d'Histoire Militaire Diekirch (Luxemburg), beide Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 61—63: alle Fotografien Werner Schmachtenberg.
- Seite 67: Archiv Maria Braus.

Kommentierte Bibliografie

Büren, Martin; Bettinger, Dieter Robert (1990): *Der Westwall. Band 1: Der Bau des Westwalls; Band 2: Die technische Ausführung des Westwalls. 2 Bände. Osnabrück.*

Die beiden großformatigen Bände mit zusammen 1 300 Seiten sind als Standardwerk grundlegend für die Westwallforschung. Das vergriffene Werk ist in den Universitätsbibliotheken Mainz, Speyer, Saarbrücken, Aachen und in der Landesbibliothek in Karlsruhe verfügbar.

Burk, Kurt (1993): *Die deutschen Landesbefestigungen im Osten 1919–1945. Osnabrück.*

Der großformatige Band ergänzt das Werk von Bettinger/Büren um die Ostbefestigung. Das vergriffene Werk ist in den Universitätsbibliotheken Mainz, Saarbrücken und Aachen verfügbar.

Gruber, Eckhard (Hg.) (1992): *Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938 bis 1945. Berlin.*

Threuter, Christina (2009): *Westwall. Bild und Mythos. Petersberg.*

Die Werke von Gruber und Threuter behandeln den Westwallmythos, tlw. bis in die Gegenwart.

Fings, Karola; Möller, Frank (Hg.) (2008): *Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage. Weilerswist.*

Der Tagungsband der Bonner Westwalltagung 2007 behandelt ein breites Themenspektrum um den Westwall.

Kommentierte Bibliografie

Franke, Nils M. (Hg.) (2015): *Der Westwall in der Landschaft. Aktivitäten des Naturschutzes in der Zeit des Nationalsozialismus und seine Akteure. Rheinland-Pfalz. Mainz: Ministerium für Umwelt, Landwirtschaft, Ernährung, Weinbau und Forsten.*

Das Heft behandelt NS-Naturschutzaktivitäten am Westwall.

Altena, Eva-Maria; Mewes, Simon (2014): *Zum Umgang mit den Westwallanlagen. Beispielhafte Verkehrssicherungsmaßnahmen aus Sicht des Natur- und Denkmalschutzes am „Grünen Wall im Westen“ in Rheinland-Pfalz. Grüner Wall im Westen. Hg. v. BUND Rheinland-Pfalz. Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland. Mainz.*

Die Broschüre stellt naturverträgliche Verkehrssicherungsmaßnahmen für den Westwall vor.

Übel, Rolf; Röller, Oliver (Hg.) (2012): *Der Westwall in der Südpfalz. Otterbach-Abschnitt. Ludwigshafen/Rh.*

Das Buch behandelt umfassend die komplette Regionalgeschichte des Westwalls im schwer befestigten Otterbachabschnitt, der zur Sperrung der Weißenburger Senke gebaut wurde.

Geschichtlicher Arbeitskreis Bitburger Land (Hg.) (1994): Dokumentation Westwall in der Eifel. Bitburg (Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes, 14).

Der Sammelband bietet einen regionalgeschichtlichen Einstieg für den Westwall im Bereich Bitburg-Prüm.

Kommentierte Bibliografie

- Schiffmann, Dieter (Hg.) (2009): *Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert. Ausstellungskatalog. Mainz (Verfolgung und Widerstand in Rheinland-Pfalz 1933—1945, 2)*: LpB Rheinland-Pfalz.
- Benz, Wolfgang (Hg.) (2008): *Hinzert. Das Konzentrationslager Hinzert und seine Außenlager. München.*
- Schiffmann, Dieter (Hg.) (2012): *Das SS-Sonderlager Hinzert und die Verwaltungszentralen des KZ-Systems. Mainz (Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz, 6)*: LpB Rheinland-Pfalz.
- Klasen, Katharina (2015): *Allgegenwärtig? Die Geheime Staatspolizei und das SS-Sonderlager/KZ Hinzert. Mainz, Hinzert (Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz, 13)*: LpB Rheinland-Pfalz.
- Welter, Beate (Hg.) (2007): *Konzentrationslager, Sonderlager, Polizeihäftlager. SS-Sonderlager/KZ Hinzert und andere Orte des Verbrechens in den Lagersystemen der NS-Zeit. Mainz (Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz, 2)*: LpB Rheinland-Pfalz.
- Die Bücher bzw. Broschüren behandeln die Geschichte des Lagers Hinzert, heute Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert des Landes Rheinland-Pfalz, und gehen dabei auch auf die Frühgeschichte des Lagers in Verbindung mit dem Westwallbau ein.

Kommentierte Bibliografie

- Groß, Manfred (2008): *Westwallkämpfe. Die Angriffe der Amerikaner 1944/45 zwischen Ormont (Rheinland-Pfalz) und Geilenkirchen (Nordrhein-Westfalen); eine Dokumentation. Aachen.*
- Christoffel, Edgar (2010, 2011): *Krieg am Westwall 1944/45. Das Grenzland im Westen zwischen Aachen und Saarbrücken in den letzten Kriegsmonaten. 2 Bände. Aachen.*
- Das Werk von Groß und die zwei Bände von Christoffel behandeln teilweise die Kämpfe um den Westwall 1944/45 auf dem Gebiet des heutigen Landes Rheinland-Pfalz.
- Kulturverein Steinfeld e. V.: *Steinfelder Westwall. Rundgang in die Geschichte.*
- Bad Bergzaberner Land: *Der WestwallWeg. Eine Spurensuche im Bad Bergzaberner Land.*
- Pfälzerwald-Verein (2009): *Westwall-Rundwanderwege im Bienwald und bei Schaidt. 4. Aufl.*
- Naturpark Nordeifel e. V.: *Der Bau des Westwalls – ein Ereignis der Superlative (Der Westwall in der Schneifel).*
- Die vier Faltblätter bzw. Broschüren sind Wegweiser zu den Westwall-Wanderwegen in Steinfeld, Oberrotterbach, Schaidt und in der Schneifel („Schwarzer Mann“ auf der L 20 zwischen Brandscheid und Ormont).

Netzressourcen (Stand: 7.3.2019)

www.westwalltag.de

Westwalltage sind regionale militärhistorische Begehungen am Westwall mit Blick auf verwandte Themen im In- und angrenzenden Ausland. Im Jahr 2019 soll der 35. Westwalltag stattfinden. Berichte über die Westwalltage ab 2003 finden sich hier, ebenso Hinweise auf die Dokumentation der bisherigen Westwalltage.

www.interfest.de

Der INTERFEST e. V. (Studienkreis für internationales Festungs-, Militär- und Schutzbauwesen e. V.) beschäftigt sich in seiner Fachgruppe II mit der Landesbefestigung in Deutschland nach 1920 und damit auch mit dem Westwall. Der Verein veröffentlicht umfangreiche Publikationen zum Festungswesen.

www.youtube.de

Mit der Suche nach „westwall 1939“ wird der Film „Der Westwall“ von Hippler (Länge ca. 42 min.) gefunden und kann angeschaut werden.

www.steinfeld-pfalz.de/tourismus/westwall

Informationen und Download zum Westwallwanderweg in Steinfeld.

www.oberotterbach.de/kultur-u-geschichte/westwall-wanderweg

Informationen zum Westwallwanderweg Oberotterbach.

www.suedpfalz-tourismus.de/radeln-wandern/wandern/wanderwege/westwall-wanderweg-schaidt

Informationen zum Westwall-Wanderweg bei Schaidt.

www.eifel-barrierefrei.de/naturerlebnisangebote/detail/Westwallweg-in-der-Schneifel-2034V

Zum barrierefreien Westwallwanderweg in der Schneifel, am „Schwarzen Mann“.

Netzressourcen (Stand: 7.3.2019)

www.westwall-museum.de

Website des Westwallmuseums Gerstfeldhöhe.

www.westwallmuseum-irrel.de

Website des Westwallmuseums Irrel.

www.otterbachabschnitt.de

Website des Westwallmuseums Bad Bergzabern.

www.westwallmuseum-konz.de

Website des Westwallmuseums Konz.

www.westwallmuseen-saar-mosel.eu

Website eines Westwallmuseumsverbandes Saarland/Rheinland-Pfalz.

www.gedenkstaette-osthofen-rlp.de

Website der KZ-Gedenkstätte Osthofen.

www.gedenkstaette-hinzert-rlp.de

Website der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert.

www.politische-bildung-rlp.de

Website der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz.

www.stiftung-westwall.rlp.de

Website der Stiftung Grüner Wall im Westen – Mahnmal ehemaliger Westwall.

Register

Namensverzeichnis

Altena, Eva-Maria 70
Bader, Uwe 2, 7
Benz, Wolfgang 71
Bettinger, Dieter Robert 63, 69, 70
Blum, Léon 41
Braus, Maria; Archiv 31, 32, 33, 35, 37, 68, 69
Breitenbach, Hans 48
Bürckel, Josef 49
Büren, Martin 63, 69, 70
Burk, Kurt 70
Cantwell, Richard 58
Chamberlain, Neville 42
Christoffel, Edgar 55, 56, 61, 71
Daladier, Édouard 41
Delitte; Lieutenant 55
Eisenhower, Dwight D. 55, 58
Fings, Karola 70
Fischer, Bruno 68
Flack, Werner 43
Franco, Francisco 41
Franke, Nils M. 70
Gill, Dr. Albrecht 2
Göring, Hermann 29, 30, 38
Groß, Manfred 63, 71
Gruber, Eckhard 68, 70
Hemingway, Ernest 58
Himmler, Heinrich 54
Hippler, Fritz 44, 72
Hitler, Adolf 4, 5, 7, 9, 12, 29, 30, 31, 36, 37, 38, 39, 41, 42, 43, 44, 49, 50, 52, 53, 54, 58, 62, 64
Hoffmann, Marita 2
Holzinger, Warner W. 55
Hoßbach-Protokoll 38
Jünger, Ernst 52

Register

Namensverzeichnis

Kirch, Sebastian 69
Klasen, Katharina 71
Kratz, Julia 68
Kukatzki, Bernhard 2, 7
Lämmel, Wilfried; NSDAP-Kreisleiter 52
Lemp, Wolfgang 68
Ludwig, Dr. Karl 7, 68, 69
Lutgen, Thomas 30, 34
Manstein, Erich von 49
McColligan, W. 55
Mewes, Simon 70
Möller, Frank 70
Niederer, Heinrich 69
Oliver, Lunsford 55
Patton, George S. 60, 61
Röller, Oliver 47, 49, 68, 69, 70
Rose, Anton 48
Schiffmann, Dieter 71
Schmachtenberg, Werner 3, 7, 68, 69
Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 54
Stutterich, Walter 68
Threuter, Christina 70
Todt, Fritz 25, 30
 Organisation Todt 25, 30
Übel, Rolf 47, 49, 68, 69, 70
Varenkamph, Josef 46
Viepont, L. L. 55
Weidinger, Otto 56
Welter, Beate 71
Whiting, Charles 58
Wijnands, Patrice 68

Register

Ortsverzeichnis

Aachen 5, 29, 36, 42, 45, 55, 56, 57, 61, 65, 70, 71
Aachen-Saar-Programm 5, 42
„Aachen“-Stellung 57
Abessinien 40
Adenau 48, 69
Albertkanal 27
Andernach 47
Antwerpen 55, 59, 60
Ardennen 50, 59, 61
Ardennenoffensive 5, 8, 57, 59, 61, 65
Arnheim 56, 65
Arzfeld 31
Aschaffenburg 29
Asien 41
Avranches 53
Bad Bergzabern 69, 72
Bad Bergzaberner Land 71
Baden-Württemberg 63
Basel 29, 36
Bastogne 60
Belgien 4, 6, 8, 9, 10, 25, 27, 29, 49, 50, 59, 68
BeNeLux-Länder 65
Berlin 11, 13, 40, 43, 68, 70
Besseringen 20, 69
Bienwald 16, 71
Bitburg 14, 68, 70
Bitburger Land 30, 32, 34, 43, 45, 46, 68, 70
Bonn 46, 70
Brandscheid 71
Bremen 33
Büchelberg 35, 44
Dahn 15
Dänemark 50
Danzig 11, 41
Darmstadt 68

Register

Ortsverzeichnis

Deutschland 4, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 25, 26, 29, 33, 37, 39, 40, 41, 42, 44, 45, 47, 48, 50, 68, 70, 72
Bundesrepublik Deutschland 62, 63
Deutsche Ostgrenze 11
Deutsche Reichsgrenze 11, 45, 53, 55, 65
Deutsches Reich 7, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 29, 30, 37, 41, 44, 48, 65
Deutsch-französische Grenze 6
Deutsch-luxemburgische Grenze 55
Diekirch (Luxemburg) 69
Dieppe (Nordfrankreich) 53
Dinant 27
Douaumont, Fort 25
Dresden 68, 69
Dünkirchen 50
Düren 57
Eben-Emael, Fort 27, 28, 50, 68
Echternach 55
Eifel 6, 29, 30, 32, 34, 56, 57, 63, 68, 70, 72
Eimeldingen 36
Elsass 15, 17, 25, 27
Elsass-Lothringen 25, 27
Europa 7, 12, 26, 55, 57, 61, 64
Falaise 53
Farrenberg 15
Flandern 58
Frankfurt (Oder) 11
Frankreich 4, 8, 9, 10, 11, 12, 16, 17, 25, 26, 27, 29, 37, 40, 41, 42, 46, 47, 48, 49, 50, 52, 53, 59, 65, 68
Französisch-belgische Grenze 27
Französisch-deutsche Grenze 27
Fromelles (Frankreich) 9
Geilenkirchen 71
Geldernstellung 45
Gerstfeldhöhe 72
Gondelsheim 31, 33

Register

Ortsverzeichnis

Großbritannien 29, 37, 40, 41, 42, 48, 49, 53, 59, 65
Großkampfenberg, Kreis Bitburg-Prüm 14
Hackenberg 27
Hallschlag 37, 67
Hamburg 33
Hanau 33
Hillersleben 44
Hinzert 25, 46, 71, 72
Hürtgenwald 5, 57, 58, 69
 Hürtgenwaldschlacht 58, 65
Irrel in der Eifel 29, 72
Italien 37, 41
Japan 41
Jugoslawien 40
Kaiserslautern 29
Karlsruhe 70
Keppeshausen an der Our 55
Kesfeld 56
Kleve 45
Knaufspech 32
Koblenz 26, 68, 69
Köln 29, 33
Königstein 68, 69
Konz 72
London 23, 40, 41, 58
Lothringen 25, 27, 49
Ludwigshafen 2, 47, 49, 68, 69, 70
Lünebach 33, 35
Lüttich 27
Luxemburg 6, 8, 50, 55
Maastricht 27
Mainz 2, 10, 70, 71
Metz 26, 56, 58
Merzig 69
Mitteldeutschland 48

Register

Ortsverzeichnis

Mittelmeer 41
Mosel 45, 72
München 71
 Münchener Abkommen 37, 41, 42, 43, 64
Naher Osten 40
Nalbach 68, 69
Namur 27
Neckar-Enz-Stellung 12
Neuerburg 31
Niederlande 29, 50
 Niederländische Grenze 6
Niederrhein 8, 63
Nordeifel 71
Nordrhein-Westfalen 63, 71
Normandie 53, 55
Norwegen 50
 Nordnorwegen 53
Nürnberg, Reichsparteitag 36
Oberotterbach 16, 24, 71, 72
Oberrhein 17, 27, 52
 Oberrheingraben 17
Oberschlesien 10
Oder-Warthe-Bogen 11, 13, 29, 44
Oldenburg 43
Ormont 67, 71
Ormont-Hallschlag 67
Orscholz-Riegel 45
Osnabrück 33, 69, 70
Österreich 29, 37, 38, 39, 40, 41, 42
Osthofen 72
Ostpreußen 11
Ostsee 11
Otterbach-Abschnitt 47, 49, 68, 69, 70, 72
Palenberg 36
Passchendaale 58

Register

Ortsverzeichnis

Petersberg 70
Pfalz 49, 72
Pfälzer Wald 15, 24, 62
Pforzheim 29
Pilsen 44
Pintesfeld 31
Polen 7, 9, 10, 11, 13, 26, 42, 44, 45, 48, 49, 64, 65
 Polnischer Korridor 11
Pronsfeld 31, 35, 56
Prüm 14, 31, 32, 33, 35, 37, 56, 68, 70
 Prüm, Altkreis 31, 32, 33, 35, 37, 68
Remagen 61
Rhein 10, 12, 25, 44, 56, 61
Rheinland 12, 13, 29, 41
 Rheinlandbesetzung 10, 41
Rheinland-Pfalz 1, 2, 6, 7, 8, 25, 62, 63, 68, 69, 70, 71, 72
Roetgen 57
Roth 32
Ruhrgebiet 33, 56
 Ruhrbesetzung 10
 Ruhrkessel 61
Rumänien 40
Saar 5, 42, 45, 48, 56, 72
 „Saar“-Stellung 56
Saarbrücken 42, 45, 56, 70, 71
Saarland 48, 60, 62, 63, 72
Saarlautern/Saarlouis 56
Saarpfalz, Gau 49
Saarschleife 45
Saartal 27
Salzgitter 38
Schaidt 71, 72
Schnee-Eifel 63
Schneifel 71, 72
Schönecken 33

Register

Ortsverzeichnis

Schönfeld 32, 35
Schweden 38
Schweiz 8
 Schweizer Grenze 6
Sedan 27
Simonskall 69
Sinsheim 69
Sinz 69
Sowjetunion 7, 11, 29, 40, 41, 49
Spanien 41
 Spanische Grenze 53
 Spanischer Bürgerkrieg 5, 41
Speyer 70
Spicherer Höhen 45, 46
Steinfeld 14, 17, 18, 47, 49, 68, 69, 71, 72
 Kleinsteinfeld 49
Stolzembourg 55
Stonne (Frankreich) 17
Strasbourg/Straßburg 56
St. Vith 56
Süddeutschland 12
Sudetenland 41, 42
Südfrankreich 53
Südpfalz 6, 15, 47, 49, 68, 69, 70, 72
Trier 29, 45
Tschechoslowakei 4, 11, 29, 30, 36, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 64
 Rest-Tschechei 41, 42, 43
USA 40
Üttfeld 31
Verdun 25, 27
 Verdun-Schlacht 27
Vogesenkamm 56
Walcheren, Insel 55
Wallendorf an der Our 56
Warschau 49

Register

Ortsverzeichnis

Waxweiler	31
Weichsel	11
Weilerswist	70
Weißenburg/Wissembourg	56
Weißburger Senke	14, 15, 17, 56, 70
Wesel	61
Westeifel	56
Westmark, Gau	49
Westpfalz	6
Wetterau-Main-Tauber-Stellung	12
Wiesbaden	29, 30
Wörth am Rhein	69

Der Westwall in Rheinland-Pfalz

Studien zur historisch-politischen Bildung

In seiner Plenarsitzung vom 25. September 2014 nahm der Landtag Rheinland-Pfalz einstimmig den Entwurf für das „Landesgesetz zur Errichtung der Stiftung Grüner Wall in Westen – Mahnmahl ehemaliger Westwall“ an, das am 7. Oktober 2014 verfügt und am 15. Oktober 2014 im Gesetz- und Verordnungsblatt des Landes veröffentlicht wurde. In dem Gesetz wurde der Stiftungszweck u. a. folgendermaßen bestimmt: „Die Stiftung sichert die im Land vorhandenen Anlagen des ehemaligen Westwalls aus den Erträgen des Stiftungsvermögens und führt die dazu notwendigen Maßnahmen durch. Darüber hinaus können aus den Erträgen des Stiftungsvermögens auch mit dem Westwall in Zusammenhang stehende Maßnahmen des Natur- und Denkmalschutzes und der politischen Bildung sowie der Förderung der Archivarbeit durchgeführt werden.“ In der Begründung für die Schaffung der Stiftung hieß es (in der Landtagsdrucksache 16/3516): „Der Westwall ist eine ehemalige Befestigungsanlage, die von 1938 bis 1940 errichtet wurde und sich im Norden von der niederländischen Grenze bis zur Schweizer Grenze im Süden erstreckt. In Rheinland-Pfalz verläuft der Westwall in der Eifel entlang der Grenze zu Belgien und Luxemburg sowie in der West- und Südpfalz entlang der deutsch-französischen Grenze.“

Mit dem ersten Band der neuen Schriftenreihe möchte die Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz einen Überblick über den Westwall aus historisch-politischer Sicht geben und insbesondere seine Bedeutung für die NS-Diktatur aufzeigen.